schen Volkskundlers, der aus dem Nachlaß stammt, ist hervorzuheben der Abschnitt über den Baum der Liebe. Im Zusammenhang mit der Geschichte der volkstümlichen Kultbäume ist besonders wichtig der Glücksbaum (arboro de frutti della Fortuna), den ein italienischer Holzschnitt des 16. Jahrhunderts darstellt (Abb. 4, S. 18). „Fortuna mit verbundenen Augen auf der Spitze eines Baumes stehend verteilt mit einem langen Stabe die an diesem hängenden (leider undeutlichen) Gaben, wie Laute, Krone, Schaufel, Spielkarten an die unten sich drängende Menge.“ / Heinrich Harmjanz, Polnische Volkskunde. Harmjanz gibt eine, ein umfangreiches Material verarbeitende Darstellung der Geschichte der polnischen Volkskunde und führt zugleich in ihren heutigen Stand ein. Die polnische volkskundliche Forschung steht auf beachtlicher Höhe und es ist — wie Harmjanz mit Recht hervorhebt — sehr bedauerlich, daß ihre reichen Ergebnisse in Deutschland kaum bekannt sind. Die polnische Volkskunde wurde angeregt durch Herder und die deutsche Romantik und auch die jüngste polnische volkskundliche Forschung steht stark unter deutschem Einfluß. Da die wenigsten deutschen Forscher die polnische Sprache beherrschen, ist zu wünschen, daß die wichtigsten polnischen volkskundlichen Arbeiten, sowohl die neueren zusammenfassenden Werke wie die unentbehrlichen älteren umfangreichen Quellensammlungen ins Deutsche übersetzt werden. Von den neueren polnischen volkskundlichen Veröffentlichungen verdient, wie Harmjanz (S. 24, Anm. 1) hervorhebt, besonders das Buch „Kultura ludowa“ von Bystron übersetzt zu werden. Auf den Inhalt der wichtigen Arbeit von Harmjanz kann hier nicht weiter eingegangen werden. Jeder deutsche Volkskundler sollte sie lesen. „Eine Kenntnis der deutsch-polnischen Nachbarschaft in volkskundlicher Hinsicht ist mehr als notwendig; diese Kenntnis wird für das gegenseitige Verständnis der Völker dienlich und für die deutsche wissenschaftliche Arbeit wertvoll sein.“ / Gunther Ibsen, **Das deutsche Altertum, Jakob Grimm und sein Werk.** Die Leistung der Grimmschen Altertumskunde ist die Erschließung des deutschen Altertums. Das bedeutet den Widerspruch gegen ein entfremdetes und falsches Bewußtsein und war ein entscheidender Vorstoß zur deutschen Selbstbesinnung und Selbstfindung: „Rückbesinnung auf den eigentümlichen Rang des Grimmschen Werkes ist unsere Aufgabe und Absicht.“ / Erich Röhr, **Das Schrifttum über den Atlas der deutschen Volkskunde.** Der große „Atlas der deutschen Volkskunde“ ist für jeden Volkskundler unentbehrlich. Jeder der mit ihm arbeitet, muß Röhrs Darlegungen lesen. / Im zweiten Heft wird Harmjanz' Abhandlung über die polnische Volkskunde zu Ende geführt. Bruno Schier, **Der Bienenstand in Mitteleuropa,** gibt eine Einführung in die Frage 194 des „Atlas der deutschen Volkskunde“. Bemerkenswert sind die engen Übereinstimmungen, die sich zwischen Überlieferungen der Alpenländer und Schwedens ergeben. / Leopold Schmidt, **Karl Ehrenbert Freiherr von Moll und seine Freunde,** ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Volkskunde. Die Verdienste des Freiherrn von Moll und seiner Freunde für die deutsche Volkskunde sind bisher fast völlig übersehen worden. Schmidt hat das Verdienst, in seiner materialreichen Arbeit ein bisher unbekanntes Kapitel der Geschichte der deutschen Volkskunde geschrieben zu haben. / **Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 12. Jahrgang, 1938, Heft 1. Aus dem reichen Inhalt des neuen Heftes ist besonders hervorzuheben die umfangreiche, 40 Seiten umfassende Arbeit von Eugen Fehrle über **„Deutsche Fasnacht am Oberrhein“.** Fehrle untersucht auch aufs neue die Herkunft der Namen Karneval und Fasnacht. Obwohl der Schiffswagen auf altem Brauch beruht, ist der Name Karneval nicht von carrus navalis herzuleiten. Wagen heißt lateinisch currus; Karrus dagegen „ist ein keltisches Wort, das um die Zeitenwende ins Lateinische übernommen wurde“. Es ist nicht anzunehmen, daß der kultische Festwagen als Karren bebezeichnet wurde. Die Geschichte der Worte Fasnacht, Faselnacht, Fastnacht usw. bedarf, wie Fehrle hervorhebt, einer genauen Untersuchung. Nach Stumpfls Darlegungen sind die neuen, die Fehrle bietet, die ausführlichsten und wichtigsten. Fehrle kommt zu dem Ergebnis, daß Fasnacht ursprünglich nichts mit Fasten zu tun hatte und „daß es sich bei der Schreibart Fastnacht um eine spätere von der Kirche bestimmte Form“ handelt. Fehrle führt das Wort Fasnacht wie Stumpfl auf den alten Stamm fas- „Zeugung, Wachstum“, fasen „zeugen, fruchten, gedeihen“ zurück.

O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 November Heft 11

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Volkstum oder Chauvinismus?

Die vom Führer des deutschen Volkes mit starker und sicherer Hand herbeigeführte Regelung der Sudetenfrage hat Europa an einen Wendepunkt geführt, an dem nicht nur die Frage Krieg oder Frieden zur Entscheidung stand, sondern das künftige Geschick Europas in noch höherem Sinne. Wer Sinn für geschichtliches Denken hat, der wird in den Tagen der drohenden Kriegsgefahr auch von der Erinnerung bedrückt worden sein, daß es einst Prag gewesen ist, wo sich der Dreißigjährige Krieg entzündet hat; daß Böhmen neben Flandern das Land mit den meisten Schlachtfeldern Europas ist. Seit vierhundert Jahren ist Böhmen das Land schwelender völkischer Gegensätze; seitdem die Markomannen es geräumt haben, ist diese natürliche Bergfestung im Herzen Europas ein Herd unruhiger Bewegungen und verhängnisvoller Ausstrahlungen gewesen.

Das war freilich nicht immer so. Der Eintritt der Völker Böhmens in die Geschichte ist gleichbedeutend mit ihrem Eintritt in die deutsche Geschichte, und es hat niemals anders sein können. Schon in der Zeit Heinrichs I. war Böhmen vor die Frage gestellt, mit dem Reiche der Deutschen zusammen einen Block und eine fast uneinnehmbare Feste gegen die Steppenvölker des Ostens zu bilden, oder ein Brückenkopf dieser Ostvölker gegen das germanische und europäische Land der Mitte zu sein. Die tapfersten und klügsten Böhmenfürsten haben sich immer für das erstere entschieden; aber eine starke Gegnerschaft hat zu allen Zeiten mit der zweiten Möglichkeit gespielt — von den Tagen des Boleslaw bis in unsere Zeit hinein. Ein falscher Geschichtsmythos hat dabei schon früh hineingespielt; ein Geschichtsmythos, den Konrad Henlein in seiner Karlsbader Rede angegriffen und widerlegt hat. Es war die Lehre, daß Böhmen ein ursprünglich tschechisches Land sei, das nur in den Randgebieten einer künstlichen Germanisierung zum Opfer gefallen sei. Dieser Geschichtsmythos ist längst durch die wissenschaftlich festgestellten Tatsachen widerlegt worden. In Wirklichkeit ist Böhmen, und zum größten Teile auch Mähren, ein Land, in das sich zwei Völker in zwei entgegengesetzten Siedlungsrichtungen geteilt haben. Erst eine spätere Zeit mit späterer Ideologie hat in diese Naturgegeben-

heit jenen feindseligen Zug hineingetragen, der die böhmische Frage bis in unsere Zeit hinein zu einem verhängnisvollen Faktor der Politik gemacht hat.

Die alte Zeit und auch das Mittelalter haben jene mehr ideologische als naturgegebene Geisteshaltung, die man seit der Zeit Bismarcks als Chauvinismus[1] bezeichnet, überhaupt nicht gekannt. Die europäischen Reiche des Mittelalters waren von germanischen Führerschichten geschaffen; diese herrschten zum Teil über germanische, zum Teil über nichtgermanische Menschen, und sie ließen ohne künstliche Beeinflussung die Völker so, wie sie gewachsen waren. So ist auch die klassische Volkstumsgrenze Europas, die Grenze zwischen Deutsch und Welsch, niemals eine staatliche Grenze gewesen; sie verlief immer, und auch heute wieder, diesseits oder jenseits der staatlichen Grenzen. Das lotharingische Mittelreich war aus beiderlei Bestandteilen zusammengeklaubt und erwies sich allerdings dadurch als lebensunfähig; aber fast neunhundert Jahre hindurch hat das deutsche Ostreich weit in das welsche Volksgebiet hineingegriffen, ohne an den Volkstumsgrenzen etwas zu ändern; höchstens erfolgten solche Änderungen zuungunsten des staatstragenden deutschen Volkstums.

Solche Eingriffe in das gewachsene Volkstum lagen überhaupt nicht in der Gedankenwelt des mittelalterlichen Reichsgedankens; nicht etwa, weil das kirchliche Christentum die Volkstumsgegensätze wirklich überhöht und ausgeglichen hätte, sondern weil der germanische Reichsgedanke sich völlig von dem des südländischen Imperium unterschied. Dieses hat immer die Tendenz, eine Masse von uniformen Menschen zu schaffen; jenes aber ist gegründet auf den Gedanken der freiwilligen Gemeinsamkeit, der Genossenschaft; wie er sich etwa in dem Worte „Commonwealth" für das englische Weltreich ausdrückt, das ja in vielem wirklich sehr germanische Züge trägt. Unter dem Zeichen dieses Reichsgedankens hat sich der deutsche Volksboden das ganze Mittelalter hindurch gewaltig ausgedehnt. Wenn er dabei im Osten fremde Volkstümer teilweise in sich aufgenommen hat, so ist das werbend, aber nicht vergewaltigend geschehen; wie ja überhaupt eine gewollte Entnationalisierungspolitik in einer Zeit, in der es keine staatlichen Schulen gab, kaum denkbar ist.

Das Aufkommen des modernen Nationalismus, der in dem „Chauvinismus" seine unechte Übersteigerung erfuhr, wird an zwei Erscheinungen des ausgehenden Mittelalters sinnbildlich sichtbar. Die eine ist das Erwachen des französischen Nationalgedankens in dem Siegeszuge der Jeanne d'Arc. Diese Erscheinung wurzelt noch stark in der mittelalterlichen Gedankenwelt; es ist das fränkische Königtum mit seinen Symbolen, worin sich der Nationalgedanke verkörpert, wie ja auch die Ähnlichkeit des Mädchens von Orleans mit einer Schildmaid des germanischen Nordens unverkennbar ist, trotz allen Beiwerks aus der christlichen Gedankenwelt, das in Schillers Tragödie noch in übertriebener Darstellung erscheint. Die Wendung zum Chauvinismus hat dieser Nationalgedanke erst in der Französischen Revolution genommen, in der ja ein unlebendiger Nationalismus den Sieg davontrug; jener unterscheidet sich von diesem ebensosehr, wie das Mädchen von Orleans von der „Göttin der Vernunft", die man später auf den Thron erhob.

Die andere Erscheinungsform des modernen Nationalismus ist der tschechische Priester Johannes Hus. Konfessionelle Voreingenommenheit, die in Deutschland nach beiden Seiten hin das Geschichtsbild verwirrte, hat auch hier lange Zeit ein verzeichnetes Bild gültig sein lassen. Der tschechische Nationalismus, den Hus bewußt entfachte, stammt nun freilich in Wirklichkeit aus der Sphäre des christlichen Dogmatismus; aber dieser gerät dadurch mit sich selbst in Widerstreit, wie das ja im Grunde bei allen Ketzerbewegungen bis zur Reformation einschließlich der Fall war. Der tschechische Nationalis-

[1] Das Wort ist von Chauvin, dem Namen eines Rekruten in dem französischen Lustspiel „La cocarde tricolore" von Théodore und Cogniard (1831) hergeleitet; Chauvin ist der prahlerische Verkünder eines übersteigerten Pseudo-Nationalismus.

mus entzündete sich an einer rein christlich-dogmatischen Frage; die revolutionären Elemente, die in der christlichen Gedankenwelt selbst enthalten sind, spielten dabei weniger eine Rolle, als die alttestamentliche Vorstellung von dem „Volke Gottes", das alle anderen Völker als „heidnisch", als „ketzerisch" oder als „barbarisch" erklärt. Was in diesem besonderen Falle hinzukam, das war der Aufstand eines Minderwertigkeitsgefühles gegen eine als überlegen empfundene Kultur. Aber ein solches Minderwertigkeitsgefühl kann ja erst dann aufkommen und Gewalt gewinnen, wenn man an eine absolut überlegene Kultur an sich glaubt, die sich nur auf einem bestimmten Wege ausbreiten kann, und wenn man an die Kultursubstanz im eigenen Volkstum im letzten Grunde nicht glaubt.

Im Kerne ist es also das der humanistischen Gedankenwelt entstammenden Idol einer für sich bestehenden, übertragbaren „Menschheitskultur", die den völkischen Verschiedenheiten erst den ideologischen Charakter einer Gegensätzlichkeit und damit gegenseitigen Hasses gegeben hat. Denn unter der Suggestion jener Lehre von einem „auserwählten Volke", das sich selbst als das alleinige „Volk Gottes" empfindet, entwickelte sich der Anspruch einzelner Nationalitäten, die allein wahren Vertreter des wahren „Menschentums" zu sein, was nur eine andere Wendung für dieselbe Sache ist. Man mißt dies selbstgeschaffene Ideal der allgemeinen Menschlichkeit mit den eigensten Maßen und stellt dann fest, daß die anderen dieses Ideal nicht haben und daher „Barbaren", eine Gefahr für den Frieden und eine Bedrohung für alle Kultur seien. Und weiter entwickelt sich daraus die sonderbare Vorstellung, daß Nationalismus weniger in der Pflege der eigenen völkischen Werte bestehe, als in der Ablehnung und Beschimpfung derer, die von diesen Wertmaßstäben abweichen. Das chauvinistische Frankreich mit der humanitären Ideologie der großen Revolution hatte diese Lehren vor allem aus dem angeblichen antiken Kulturideal entwickelt; es ist kein Zufall, daß der große Hasser Clemenceau ein begeisterter Verehrer des Demosthenes gewesen ist. Dagegen kann das Amerikanertum Wilsonscher Prägung, das unter dem Schlagwort „humanity" Europas Leichenfelder vergrößerte und den europäischen Unfrieden verewigen half, seine geistige Herkunft aus dem Calvinismus nicht verleugnen. Kein Volk kam sich so wie dieses als das neue auserwählte Volk vor, das berufen sei, der Menschheit ein neues Heil zu bringen; und keines ist bisher so kläglich daran gescheitert. Das Schlagwort von dem Kreuzzug für die Kultur kennzeichnet die innere Verwandtschaft dieser aus israelitischen und humanistischen Elementen gemischten Ideologie mit jener der Dogmenfanatiker vor neunhundert Jahren.

War dieser erbarmungslose, aus abstrakter Ideologie stammende Chauvinismus bei den mittel- und westeuropäischen Nationen noch durch wirkliche Kulturüberlieferungen aus der Zeit des gemeinsamen Rittertums (das ja ganz germanischer Herkunft war) gemildert und gehemmt, so schoß er bei den Ostvölkern nach langer kultureller und politischer Unmündigkeit um so schneller und üppiger ins Kraut. Jede Ritterlichkeit ist das Ergebnis ererbter und bewußter Freiheit, die wiederum der Kern alles wahren Herrentumes ist. Diese Voraussetzungen fehlten bei den Ostvölkern zum großen Teil, und so waren die Raubzüge der Hussiten und verwandte Erscheinungen der neueren Zeit eine Bestätigung dessen, was Schiller sagt: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne erzittere nicht!" Es brauchte zu dem ererbten Sklaveninstinkte nur noch ein Schuß israelitischer Selbstgerechtigkeit zu kommen, wie bei Hus, oder eine westeuropäische, humanitäre Doktrin, wie bei den Begründern des tschechoslowakischen Staates, um jene Entwicklung zu vollenden, die Grillparzer mit einem Blick auf die Entwicklung des Habsburgerreiches vorahnend kennzeichnete:

Der Weg der neuen Bildung geht
Von der Humanität über die Nationalität
Zur Bestialität.

Der sichtbarste menschliche Niederschlag dieser Entwicklung war jener Typ des nörgelnden, schikanierenden, engstirnigen, und im Grunde der Seele doch furchtsamen kleinen Beamten, der von einer feindseligen Staatsgewalt als Vogt über eine kulturell höher stehende Bevölkerung gesetzt war. Und er reichte innerhalb des Beamtentumes in höhere Kreise hinauf, als man annehmen sollte.

Nun war als Gegenwirkung gegen die Französische Revolution und ihre so gar nicht „humanen" Auswirkungen in Deutschland eine Gegenbewegung entstanden, die statt jener abstrakten „Menschheit" fruchtbarere und lebendigere Grundlagen für eine Erneuerung des staatlichen Lebens suchte. Dies unmittelbar Lebendige wurde in dem inneren Zusammenhange entdeckt, der zuerst und zutiefst Mensch an Menschen bindet, und es wurde „Volkstum" genannt — ein Wort, das in seinem vollen Sinngehalt noch in keine andere Sprache übersetzt werden konnte. Volkstum ist in Wirklichkeit kein Gegensatz zur Menschheit, im Gegenteil, es ist allein die eigenwüchsige, naturgesetzliche Menschlichkeit selbst. Denn Menschen gibt es nur als Volkszugehörige; der Mensch an sich, wie ihn Humanismus und Humanität predigten, ist eine unlebendige Abstraktion. So konnte Arndt das zukunftweisende Bekenntnis aussprechen: „Das Volkstum ist die Religion unserer Zeit." Es ist im Wesen die Selbstbesinnung einer Menschheit, die es leid ist, abstrakte Idole fremder Herkunft anzubeten; und die sich statt dessen zu den wahren und lebensgesetzlichen Wurzeln alles Menschseins bekennt.

So liegt in der Entscheidung zwischen Volkstum und Chauvinismus das Schicksal des kommenden Europas. Volkstum ist die Erfüllung eines Lebensgesetzes, die immer dem ewig Lebendigen dienen wird. Chauvinismus ist das Ergebnis einer Abstraktion, die im tiefsten Kerne unlebendig ist. Er ist auf das engste verwandt mit jenem Dogmatismus, der uns als übles Erbe einer hellenistischen Weltbürgerzivilisation aus der verfallenden Mittelmeerwelt überkommen ist — Ergebnis eines innerlich faulenden Machtgebildes, in dem sowohl Volkstümer wie Persönlichkeiten untergegangen und nur gestaltlose Massen übrig geblieben waren.

Adolf Hitler hat als erster bewußt und ehrlich die Volkstümer als Wurzeln aller Staatlichkeit erkannt und erklärt. Er hat auch als erster diese Erkenntnis in die Wirklichkeit umgesetzt. Er hat damit das Reich aller Deutschen geschaffen, aber er hat noch mehr damit getan: er hat die Grundlagen für ein wahres Europa gelegt. An den übrigen Völkern Europas ist es, dies zu erkennen und die große Stunde wahrzunehmen.

J. O. Plaßmann.

Möge Deutschland nie seine Größe und sein Glück auf anderen Grundlagen erbauen wollen als auf der Gesamtheit aller seiner zur vollsten Ausbildung der in jedes einzelne von ihnen gelegten Anlagen und Kräfte erzogenen Kinder, also auf so vielen Grundlagen als es Söhne und Töchter hat. Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal. Möge es bedenken, daß wirkliches Leben von unten auf, nicht von oben her wächst, daß es erworben, nicht gegeben wird.

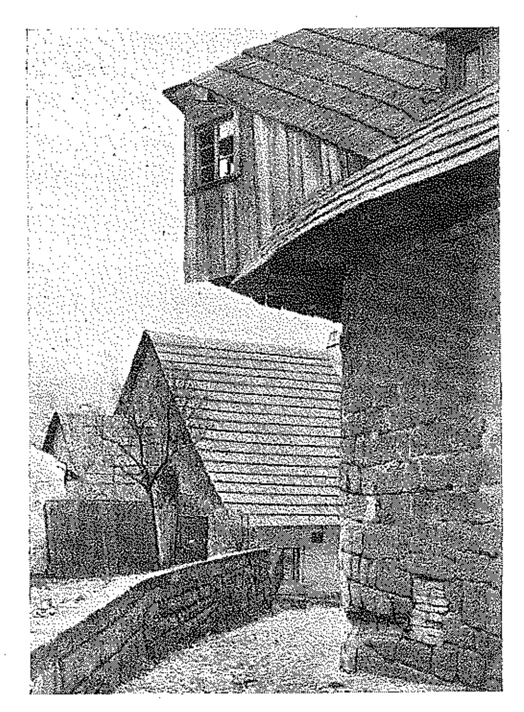
Lagarde

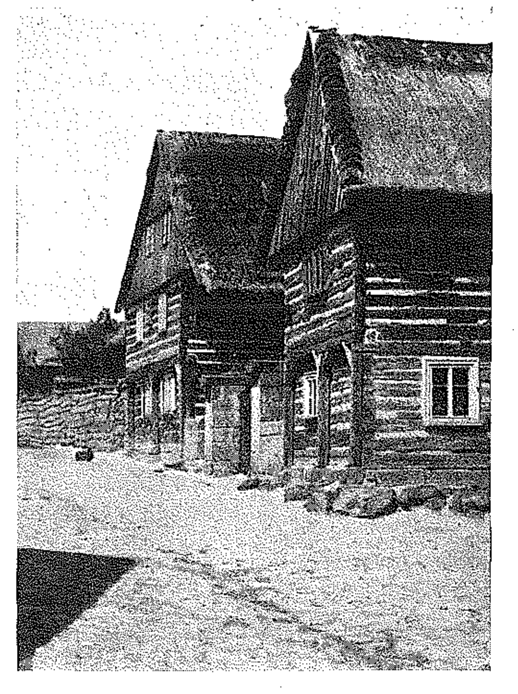
Germanen und Slawen in den Sudetenländern

Von Leonhard Franz

Es hat eine Zeit in der wissenschaftlichen Forschung gegeben, in der man glaubte, die Meinung verfechten zu können, daß die ältesten Bewohner der Sudetenländer Slawen gewesen seien. Dieser Meinung war schon der „Vater" der sudetenländischen Vorgeschichtsforschung, Karl Josef Biener von Bienenberg (1731—1779), zu dessen Zeit die Ansicht vom hohen Alter und von weiter Verbreitung des Slawentums in Europa viele Anhänger in- und außerhalb des Landes hatte. Noch in einem Werke aus dem 19. Jahrhundert, in Kefersteins „Ansichten über die keltischen Alterthümer" (3 Bände, Halle 1846—1851), lesen wir, daß Slawen sogar in Westeuropa als eine der frühesten Bevölkerungsschichten anzunehmen seien. Es ist verständlich, daß die Tschechen, als ihr Nationalbewußtsein erstarkte, sich mit Eifer der Propagierung solcher Anschauungen zuwandten. Von Vertretern der Vorgeschichtsforschung war der eifrigste Verfechter der These, daß Slawen die Ureinwohner der Sudetenländer und angrenzender Gebiete gewesen seien, J. L. Píč (1847 bis 1911), der Slawen in den genannten Gebieten schon fürs 2. Jahrtausend vor der Zeitwende angenommen hat.

Heute wissen wir, daß die ältesten Bewohner der Sudetenländer vor ungezählten Jahrtausenden nomadisierende Jäger während der Eiszeit gewesen sind, daß dann Bauern unbekannter Rassenzugehörigkeit das Land bevölkert haben und daß diese zu Beginn des 2. Jahrtausends von Indogermanen abgelöst worden sind. Wir sind nicht imstande, für diese frühe Zeit Völkernamen anzuwenden. Das gelingt erst für die letzte Hälfte des letzten Jahrtausends vor der Zeitwende, in der die Bewohner des größten Teiles Böhmens und Mährens als Kelten zu ermitteln sind. Knapp vor der Zeitwende betraten





Links: Erker in Auscha bei Leitmeritz. Rechts: Häuser in Hohlen bei Böhm.-Leipa. Typ des ostgermanischen Vorlaubenhauses
Aufn.: Willmitzer

die ersten Germanen den Boden Böhmens; es waren Elbgermanen, die, von Sachsen her kommend, zuerst den nördlichen Teil des Landes kolonisiert haben. Bald nach der Zeitwende war schon ganz Böhmen und Mähren in den germanischen Siedlungs- und Herrschaftsbereich einbezogen, Germanen sind also schon Jahrhunderte im Lande gesessen, ehe Slawen gekommen sind.

Diese durch Tausende von Funden erhärtete Tatsache wird heute nur noch in der tschechischen Tagespresse gelegentlich bestritten, die tschechische Fachwissenschaft hat sich auf den Boden der Tatsachen gestellt. Als einer der jüngsten Belege hierfür sei angeführt, daß Dr. J. Neustupný in einem Aufsatze: Z pravěku severo-západních Čech (Aus der Vorzeit des nordwestlichen Böhmen) in Nr. 43/1937 der Prager Zeitschrift Pražský ill. zpravodaj schreibt: In Böhmen haben vom 1. bis 6. Jahrhundert die germanischen Markomannen und Thüringer gewohnt. Dann haben Slawen „nach und nach das ganze Land besetzt, die letzten Reste der Germanen hinausgedrängt oder aufgesogen"[1].

Hier gibt sich gleichzeitig aber auch eine Auffassung über die Dauer der germanischen Besiedlung zu erkennen, die nicht nur von der tschechischen, sondern auch von der deutschen Geschichtsforschung geteilt wird. Es gilt als erwiesen, daß die gegen Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. in die Sudetenländer einrückenden Slawen nur mehr ganz spärliche Reste von Germanen angetroffen hätten, wenn nicht überhaupt menschenleeres Land. Bloß einzelne Forscher, darunter die Tschechen Niederle und Dvořák[2], rechnen für Böhmen mit thüringischer Bevölkerung bis ins 7. Jahrhundert.

Dagegen hat der Brünner Historiker B. Bretholz behauptet, Germanen seien in den Sudetenländern sogar so lange gesessen, daß auf sie ein Teil der deutschen Bevölkerung des Mittelalters unmittelbar zurückgehe.

Diesem Problem kommt nicht nur rein wissenschaftliche Bedeutung zu, sondern auch eminent politische. Aus dem angeblichen Verschwinden der Germanen haben in unseren Tagen die Tschechen nämlich die Folgerung abgeleitet, daß die Sudetendeutschen kein ererbtes Anrecht auf ihre Heimat hätten, weil sie „erst" tausend Jahre da seien und vor ihnen schon Slawen da waren. Diese Auffassung findet sich zum Beispiel in der Denkschrift, die 1919 von der tschechischen Friedensabordnung in Paris vorgelegt worden ist, darin ausgedrückt, daß „die Deutschen in Böhmen Kolonisten oder Abkömmlinge von Kolonisten (des colons ou des déscendants de colons)" seien[3].

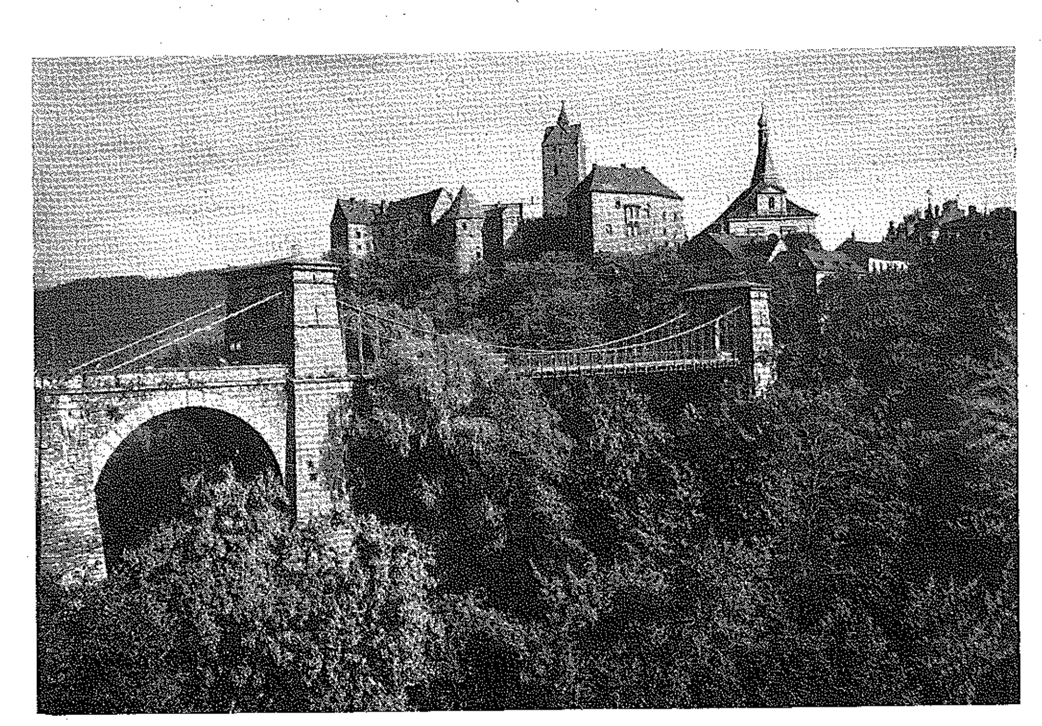
Wie steht es nun bezüglich der Fortdauer der germanischen Besiedlung der Sudetenländer in Wahrheit? Daß die im 6. Jahrhundert einrückenden Slawen das Land nicht menschenleer angetroffen haben, beweist die Sprachforschung. Es gibt eine Reihe von geographischen Namen germanischen Ursprunges[4], zum Beispiel Elbe, Angel, Uslawa, Klabawa, Wondreb, Elster, Mulde, Flöha, Steina, Schwarzach, Igel, Oskawa, Waag; Jeseniky (Gesenke). Auch wenn nicht immer die deutsche Sprachform neben der slawischen sich bewahrt hat, sondern die Namen in slawischer Lautform weiterleben, beweist das dennoch zwingend, daß die Slawen bei ihrem Einrücken Germanen noch vorgefunden haben, weil sie die germanischen Bezeichnungen sonst ja gar nicht hätten kennenlernen können. Außer Namen germanischen Ursprungs sind auch noch solche vorgermanischer

[1] Auch Neustupný gibt demnach zu, daß germanischer Kulturboden in slawische Hände übergegangen ist. Er hätte sich daher den an die mittelalterliche Slawenbesiedlung Nordwestböhmens, wo auch heute noch Deutsche sitzen, geknüpften kummervollen Ausruf: „Welch ein Gegensatz gegenüber den verdeutschen Gebieten von heute!" ersparen können.

[2] L. Niederle, Merovejská kultura v Čechách (Památky archeologické 1918); F. Dvořák, Pravěk Kolínska a Kouřimska. Kolin 1936.

[3] H. Raschhofer, Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/20. Berlin 1937. S. 95.

[4] E. Gierach, Die Bretholzsche Theorie im Lichte der Sprachforschung (in: Der ostdeutsche Volksboden, herausgegeben von W. Volz, Breslau 1926, S. 144); E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München 1931.



Schloß Elbogen bei Eger
V.D.A.-Bildarchiv

Herkunft in den slawischen Sprachschatz übergegangen, was ebenfalls germanische Vermittlung voraussetzt (zum Beispiel March, Mohra, Oppa, Aupa, Mettau, Oder, Gran, Iser, Eger, Thaya, Arwa). Hingegen haben sich Ortsnamen germanischer Herkunft nur ganz wenige bewahrt, zum Beispiel Olmütz und der Bergname Říp (Reif); vermutlich haben die Slawen die germanischen Örtlichkeitsbezeichnungen meist übersetzt und hat diese Übersetzung dann die germanischen Namen verdrängt. Auch der Volksname der Deutschen ist von den Slawen nicht übernommen worden, sondern diese haben die Deutschen mit einem gemeinslawischen Worte Němci bezeichnet. Nur der Stammesname der Silingen ist in Slezané, Schlesier, erhalten geblieben.

Nicht anders als in den Sudetenländern liegen die Verhältnisse in benachbarten Gebieten, für die man gleichfalls mit Abbruch der germanischen Besiedlung gerechnet hat. So ist für Österreich die Fortdauer germanischer Besiedlung ebenfalls aus Gewässernamen zu erschließen. Auch wenn die Namen älter als germanisch sind (zum Beispiel Donau, Wien, Liesing, Kamp, Krems, Traisen, Ybbs, Enns, Traun, Inn, Drau, Gail, Gurk), wäre doch die Fortdauer der Namen nicht möglich gewesen, wenn einmal eine Besiedlungsleere eingetreten wäre oder auch nur, wenn die Germanen bloß in kleinen Inseln dageblieben wären. Gerade daß die sprachliche Bezeichnung aller bedeutenden Flußläufe auf eine kontinuierliche Weitergabe solchen Sprachgutes deutet, setzt Germanen an all diesen Gewässern voraus und schließt damit den Gedanken an vereinzelte Besiedlungshorste aus. In Ostdeutschland haben sich übrigens sogar Personennamen germanischen Ursprungs erhalten[5].

Wir stehen in all den hier berührten Problemen erst am Anfang der Forschung. Es verdichtet sich aber schon jetzt der Verdacht, daß das angebliche Verschwinden der Germanen vor dem Einrücken der Slawen, ja selbst eine nur inselartig fortdauernde germanische Besiedlung ein Truggebilde ist, daß also das heutige Zusammenleben von Deut-

[5] M. Vasmer, Der Burgundername bei den Westslawen. Sitz.-Ber. Preuß. Akad. d. Wiss. 1933, IV.

schen und Tschechen auf ein Zusammenleben ihrer Vorfahren vor mehr als tausend Jahren zurückgeht. Das bedeutet aber, daß die sudetendeutsche Bevölkerung des Mittelalters in einem gewissen, derzeit noch nicht abschätzbaren Maße geschichtlichen Zusammenhang mit der germanischen Bevölkerung der vorhergehenden Jahrhunderte hat, womit ich natürlich nicht im geringsten in Abrede stellen will, daß dieses uralt-bodenständige Germanentum in den Sudetenländern durch die ostdeutsche Kolonisation im Mittelalter gewaltige Verstärkung und Auffrischung erhalten hat. Wenn aber Germanen schon vor den Slawen dagewesen und auch nach deren Einrücken immer dageblieben sind, dann kann von einer Priorität der Slawen in den Sudetenländern überhaupt nicht die Rede sein. Es geht demnach auch nicht an, daß die Tschechen von eingedeutschten Gebieten sprechen, sie können nur von slawisierten sprechen.

Denn es ist auch nicht richtig, daß die germanischen Horste, die man für das 5. und 6. Jahrhundert höchstens noch zugestehen will, nur an den Randgebieten Böhmens bestanden hätten. Zahlreiche Funde beweisen, daß auch damals Germanen im fruchtbaren Inneren Böhmens saßen. Als eines der Beispiele sei der aus der Zeit um 500 herrührende Germanenfriedhof von Tschelakowitz bei Brandeis an der Elbe genannt. Die Waffenbeigaben seiner Gräber lassen außerdem darauf schließen, daß diese Germanen wehrhaft gewesen sind, sie müssen aber auch wohlhabend gewesen sein, weil sie sich ebenso wie die Germanen dieser Zeit in anderen Gegenden Böhmens und in Mähren goldene Münzen und goldene Schmuckgegenstände haben verschaffen können.

Die Bereiche germanischer und altslawischer Besiedlung in Böhmen und Mähren decken sich im großen und ganzen. Die zahlenmäßige Stärke der frühesten Slawen in den Sudetenländern kann aber, nach den Funden zu schließen, keine sehr bedeutende gewesen sein. Allein auch die Bevölkerungsdichte der Germanen muß im 5. und 6. Jahrhundert eine Auflockerung erfahren haben; die starke Verminderung der Funde aus dieser Zeit gegenüber den vorhergehenden germanischen Jahrhunderten läßt einen Schluß auf Verringerung der Bevölkerung zu, was eben offenbar langsame Durchsetzung des von Germanen besiedelten Raumes durch Slawen ermöglicht hat. Die Verringerung der germanischen Bevölkerung hat aber, wie die Fundverteilung dartut, die volksmäßige Geschlossenheit nicht zerstört.

Die Ursache des Bevölkerungsrückganges liegt vermutlich nicht ausschließlich in Abwanderungen, sondern vor allem in Seuchen[6]. Aber auch sie haben germanisches Volkstum nicht ausgelöscht, es dauerte weiter. So beweist der Ortsname Nimptsch in Pr.-Schlesien, den schon Thietmar von Merseburg als urbs Nemzi, Stadt der Deutschen, erwähnt, „so früh, daß er keineswegs mit der deutschen Kolonisation zusammenhängen kann"[7], altansässige Germanen. Für die Gegend von Raabs im nördlichen Niederösterreich sind auf Grund von ortsnamenkundlichen Erwägungen Deutsche im 9. Jahrhundert anzunehmen, wie Steinhauser gezeigt hat[8]. Klebel hat aus der Raffelstättner Zollordnung auf deutsche Siedler im 9. Jahrhundert ebenfalls im nördlichen Niederösterreich geschlossen, und er hat den Namen Lundenburg auf eine deutsche Sprachform des 9. Jahrhunderts zurückgeführt[9].

Solche Beobachtungen lassen das Schweigen der fränkischen Annalen aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts über Deutsche in den Sudetenländern als zufällig und daher historisch nicht beweiskräftig erscheinen. Aus dem gleichen Grunde ist auch der Tatsache, daß der afrikanische Jude Ibrahim ibn Jakub, der um 970 Prag besucht hat, die Deutschen mit keinem Worte erwähnt, was als Beweis dafür aufgefaßt worden ist, daß es im Böhmen des 10. Jahrhunderts keine einheimische deutsche Bevölkerung gegeben habe, kein

[6] L. Franz, Zur Bevölkerungsgeschichte des frühen Mittelalters. Deutsches Archiv f. Landes- und Volksforschung II, 1938.
[7] E. Schwarz in Sudeta 1934, S. 52.
[8] W. Steinhauser, Die genetivischen Ortsnamen in Österreich. Wien 1927.
[9] E. Klebel, Kirchliche Verfassungsfragen und die deutsche Siedlung in Südmähren. Jahrbuch d. Reichsverbandes f. d. katholischen Auslandsdeutschen 1935, S. 108.



Böhmisch-Krumau
V.D.A.-Bildarchiv

Gewicht beizulegen. Hingegen hat man offenbar übersehen, daß der arabische Geograph Al-Mas'ûdî, der 955 oder 956 gestorben ist, als slawische Stämme die Sorben, die Dulaba, was wohl die Dudleber in Südböhmen sind, die Mährer, die Sachsen, die Kasuben und als tapfersten und kriegerischsten Stamm die Nâmdschîn erwähnt[10]. Die letzteren können sprachlich nichts anderes als die Němci, die Deutschen sein. Obwohl der Araber nicht ausdrücklich sagt, wo diese Stämme gewohnt haben, läßt es die Aufzählung der Nâmdschîn zwischen den Sorben, Dudlebern, Mährern und Sachsen durchaus nicht als unmöglich erscheinen, daß es Deutsche in den Sudetenländern gewesen sind, die der Araber für Slawen gehalten hat.

Enge Beziehungen zwischen Germanen und Slawen, sogar Hinweise, daß die Slawen mit Germanen zusammengelebt haben, lassen sich im Bereiche der Realien ermitteln. So ist in der ältesten, Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts entstandenen Burganlage in Zantoch an der Warthe der sonst bei slawischen Wehranlagen nicht gebräuchliche Pfahlzaun als Befestigung sowie Flechtwerktechnik der Häuser festgestellt worden, beides kennzeichnend germanische Baueigenheiten, während bereits die zweite Zantocher Pomoranenburg den bei den Slawen üblichen, auf einem Holzpfahlrost aufgeschütteten Wall hat[11].

Daß die Slawen im Wehrbau von den Germanen gelernt haben, beweist ferner die slawische Bezeichnung für Befestigung, týn. Sie ist verwandt mit unserem Zaun und dem in dänischen Ortsnamen auftretenden -tun, schwedisch -tuna, englisch town. Das slawische Wort ist eine Entlehnung aus dem Germanischen; aus sprachlichen Gründen muß sie vor dem 8. Jahrhundert erfolgt sein. Mit der Sache, dem Pfahlzaun, haben die Slawen also das Wort von den Germanen übernommen.

Die Slawen scheinen aber noch viele andere Dinge von den Germanen gelernt zu haben, so jene runden, durchbohrten Mühlsteine, welche man früher als kennzeichnend slawisch betrachtet hat. Durch Funde von solchen Mahlsteinen in Verbindung mit einem

[10] G. Jacob, Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Berlin 1927. S. 17.
[11] Brackmann-Unverzagt, Zantoch, eine Burg im deutschen Osten. Berlin 1936.

Hause spätgermanischer Zeit auf dem Siling „stoßen wir auf die an Wahrscheinlichkeit grenzende Möglichkeit, daß die Slawen den runden Granitmahlstein zum erstenmal" bei den Germanen kennenlernten[12].

Die Slawen haben ferner auch in der Töpferei von den Germanen gelernt, was heute auch schon slawische Forscher zugeben[13]. Der eigentümlich grobkörnige Ton der slawischen Keramik und seine Behandlung sind schon an später germanischer Topfware zu beobachten. Früher hat man gerade seinetwegen und wegen der fälschlich als kennzeichnend slawisch angesehenen Wellenlinienverzierung sehr oft germanische Keramik als slawische erklärt. Vor allem der Breslauer vorgeschichtliche Forscherkreis hat sich in letzter Zeit mit diesen Fragen beschäftigt; seine Ergebnisse sind dazu angetan, alte Auffassungen zu revidieren. So hat Boege gezeigt, daß die vermeintliche, das 5. und 6. Jahrhundert überspannende Siedlungslücke in Schlesien nicht vorhanden ist und daß ein beträchtlicher Teil der früher als slawisch angesehenen Keramik Schlesiens germanisch ist[14]. Ähnliche Ergebnisse sind in Mitteldeutschland gezeitigt worden. So schreibt M. König, Ein geschlossener Fund germanischer Gefäße von Zerbst (Jahresschrift Halle 1936, S. 207): „Die Verzierungsweise der spätgermanischen Zeit entspricht der frühslawischen so stark, daß man versucht ist, die Menschenleere von 400 bis 600 als unmöglich anzusehen. Dann müßten Reste unseres germanischen Volkes hier im Grenzlande geblieben sein, die ihre Gefäßformen und Verzierungen ohne Weiterentwicklung beibehielten. Und von denen übernahmen die ins Zerbster Land einwandernden Slawen die Verzierung, teilweise auch die Gefäßformen . . . Bei der Ausgrabung der Kaiserpfalz Dornburg an der Elbe fand ich slawische Töpfe, die noch deutsch-germanische Form der Zeit 500 bis 850 aufweisen." In Schlesien sind bisher bereits achtzig Fundplätze aus dem 7. bis 12. Jahrhundert festgestellt, auf denen Germanenfunde zutage gekommen sind oder wenigstens germanischer Einfluß nachweislich ist[15].

Es müssen also die Slawen mit Germanen in sehr unmittelbare Beziehung getreten sein, und zwar nicht nur durch ein paar vereinzelte germanische Horste, denn solche Horste hätten wahrscheinlich nicht die Kraft besessen, um die Slawen kulturell so nachhaltig und umfänglich zu befruchten.

Diese Beziehung dürfte aber auch nicht nur die Berührung an den beiderseitigen Volksgrenzen gewesen sein, sondern muß auf ein Durcheinanderwohnen zurückgehen. Einer der Hinweise darauf ist E. Petersens Ausgrabung auf dem Burgwall von Kleinitz, Kreis Grünberg, in Pr.-Schlesien. Dort sind spätgermanische und frühslawische Altertümer in derartiger Lagerung angetroffen worden, daß es sich nicht um ein zeitliches Nacheinander von Germanen und Slawen, sondern nur um ein Nebeneinander handeln kann[16].

Zu den gleichen Ergebnissen ist Langenheim gelangt, der die Fragen der slawischen Landnahme sowie die Entstehung der frühslawischen Tonware und das Problem des zeitlichen Ansatzes dieser Begebenheiten in neues Licht rückt[17]. Langenheim zeigt am Funde von Gustau ein germanisch-slawisches Gemisch, aus dem sich das eigentliche früh- bis mittelslawische Formengut zu entwickeln scheint, wobei auch noch starke awarische Einschläge beobachtbar sind[18].

[12] W. Boege, Zur Datierung der Trichtergruben auf dem Siling. Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit 1936, S. 175.

[13] So J. Eisner in Památky archeologické 1935, S. 82.

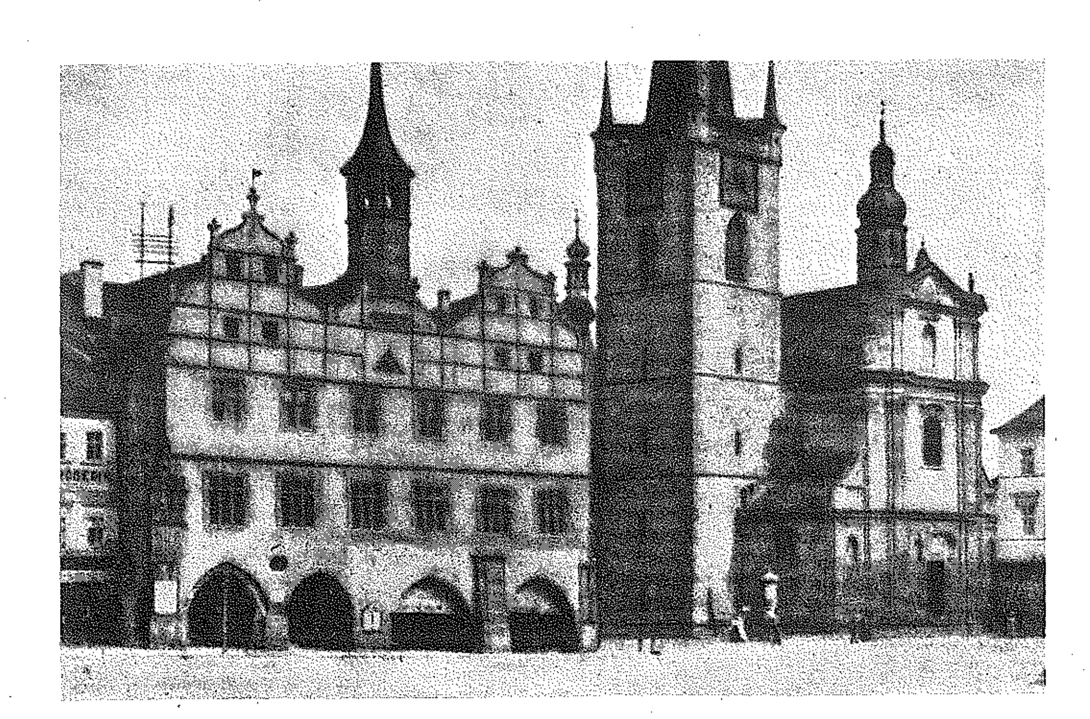
[14] W. Boege, Ein Beitrag zum Formenkreis der wandalischen Irdenware aus der Völkerwanderungszeit. Altschlesien 1937, S. 44.

[15] Karte 11 des in Breslau 1937 erschienenen Gemeinschaftswerkes „Germanische Vorzeit Schlesiens".

[16] E. Petersen, Der Burgwall von Kleinitz. Altschlesien 1937, S. 59.

[17] K. Langenheim, Ein wichtiger frühslawischer Siedlungsfund vom „Schmiedeberg" bei Gustau, Kr. Glogau. Altschlesien 1937, S. 76.

[18] Zu den hiezu von Langenheim angeführten Belegen kann noch eine Menge aus Mähren beigebracht werden.



Rathaus in Leitmeritz
Aufn.: Willmitzer

Es wird also in Zukunft gelten, Keramik sehr genau zu prüfen, ehe sie endgültig als slawisch erklärt wird. Auch für andere Funde trifft das zu. Reinecke hat dargetan, daß die früher als kennzeichnend slawisch angesehenen Schläfenringe „keinesfalls slawischen Ursprunges waren und später erst von den Slawen aus germanischem Besitz, und zwar vorwiegend aus westlicher, karolingischer Quelle entlehnt worden sind"[19], daß man also aus Schläfenringen nicht ohne weiteres gleich auf Anwesenheit von Slawen schließen darf.

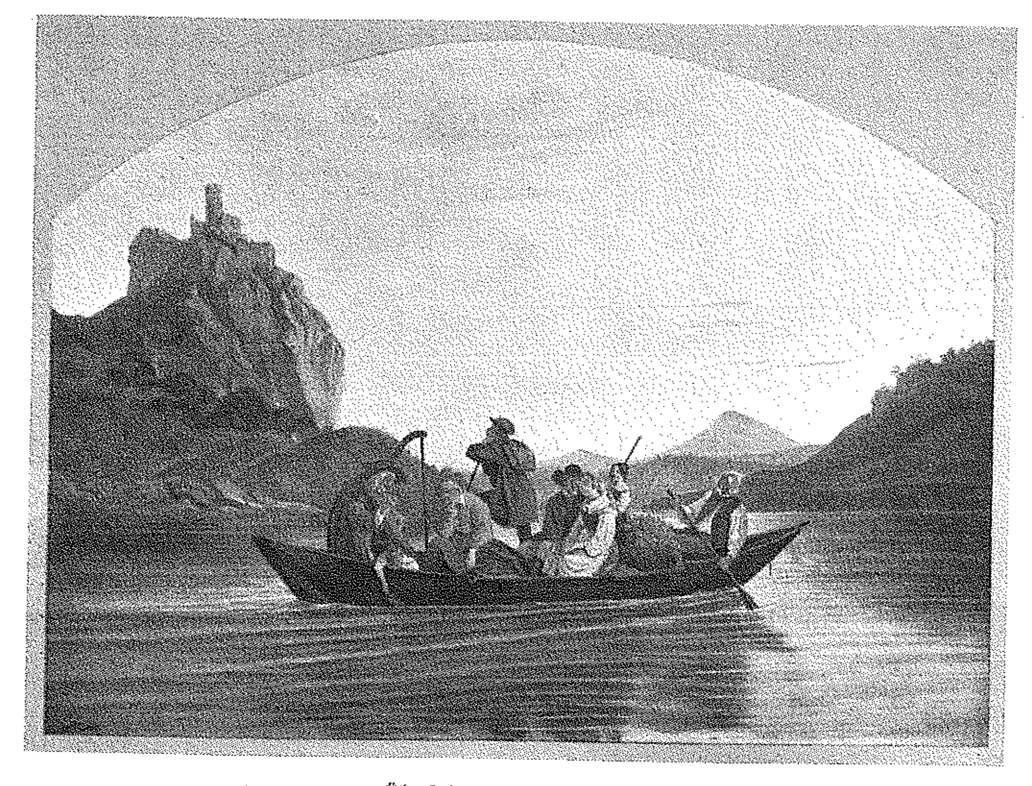
Die Verbreitung der Slawen, die Art ihrer Beziehungen zu den Germanen und die Dauer der germanischen Besiedlung der Sudetenländer sehen also wahrscheinlich wesentlich anders aus als man bisher geglaubt hat. Das Jahrtausend der Gemeinsamkeit von Sudetendeutschen und Tschechen an Heimat und Schicksal, an das der tschechoslowakische Ministerpräsident Hodža in einer Rede vor dem Budgetausschuß des Prager Parlaments am 17. November 1937 als Mahnung an die Deutschen (nicht aber auch an die Tschechen!) zu nationaler Friedfertigkeit erinnert hat, ist um fast die Hälfte dieses Zeitraumes zu verlängern, und um abermals fünfhundert Jahre älter ist die rein germanische Besiedlung der Sudetenländer. Zu der unleugbaren Priorität der germanischen Besiedlung kommt, daß auf zahllosen kulturellen Gebieten die Slawen die Nehmenden, die Germanen die Gebenden gewesen sind, zum Beispiel im Bereiche der staatlichen Gewalt, des Heerwesens, des Wohnbaues, der Bauernwirtschaft, der Tracht usw.[20].

[19] P. Reinecke, Zur Herkunft der slawischen Schläfenringe. Germania 1934, S. 218. Derselbe, Slawisch oder karolingisch? Präh. Zs. 1928, S. 268.

[20] Vgl. dazu neuerdings B. Schier, Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen in volkskundlicher Sicht. Deutsches Archiv f. Landes- und Volksforschung II, 1938, S. 1. J. Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten. Reichenberg 1937.

E. Gierach, Germanen in den Sudetenländern. NS.-Monatshefte 101, 1938, S. 1—11.

E. Gierach, Germanische Lehnwörter im Tschechischen. Sudetendeutsche Monatshefte 1938, S. 285—88 und 359—62.



Überfahrt am Schreckenstein
Gemälde von Ludwig Richter

Die Namen der böhmischen Randgebirge

Von Gilbert Trathnigg

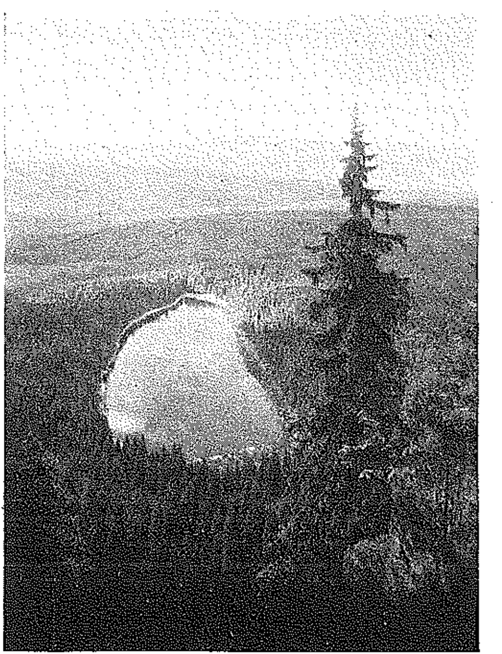
Die Deutung der Namen von Bergen und Flüssen vermag mehr geschichtlichen Gewinn zu ergeben, als man vorerst anzunehmen geneigt ist. Zunächst spiegeln diese Namensdeutungen ein Bild der Besiedlung wider; die einzelnen Namensgruppen, die einer bestimmten Sprache und damit einem bestimmten Volk zugeschrieben werden können, bieten einen Überblick darüber, welche Völker in einer bestimmten Landschaft gewohnt haben. Die Reihenfolge läßt sich zum Teil auch aus den Namen selbst feststellen, weil die Altersschichten der einzelnen Sprachen vielfach einen ganz bestimmten zeitlichen Ansatz für die Prägung des betreffenden Namens zulassen. Ergänzt können diese zeitlichen Bestimmungen durch die Aussagen der Vorgeschichtsforschungen werden, die aus dem Ablauf der Kulturen gleiche Schlüsse ziehen kann.

Das zweite wichtige Ergebnis, das aus der Namendeutung gewonnen werden kann, ergibt sich aus der Art, wie die Namen weiterüberliefert wurden. Ist eine Namenschicht heute nur noch durch alte Inschriften oder durch Erwähnungen in alten Urkunden oder Geschichtsschreibern überliefert, so liegt ein deutliches Zeichen dafür vor, daß das Gebiet einen Besitzwechsel erlebte, in dem die älteren Siedler freiwillig oder gezwungen so gut wie vollständig abzogen. Besteht aber der Name bis heute fort, dann lebte das ältere Siedlervolk auch in der Zeit weiter, in der das andere Volk schon eingedrungen war und neben ihm siedelte oder es beherrschte. Je nach der Art, wie der Name bis

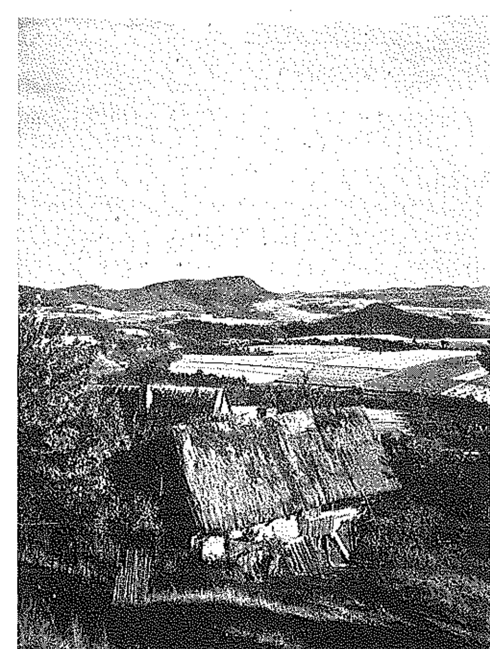
heute weiterbesteht, sind Rückschlüsse möglich, ob die ältere Siedlerschicht ihrem Volkstum treu blieb oder nicht. Allerdings sind zu solchen Auswertungen genaue zusätzliche Untersuchungen aller Erscheinungen des völkischen Lebens in der Vergangenheit und Gegenwart notwendig, weil nur dann alle möglichen Fehlerquellen wirklich mit Sicherheit ausgeschaltet werden können.

Von den Namen, die wir untersuchen wollen, ist die älteste Schicht keltisch oder erinnert wenigstens an die einstigen keltischen Siedler. So der Name Böhmen selbst, der aus „Boiohaemum" entstanden ich. Der erste Teil des Wortes ist der keltische Stammesname der Boier. Dieses Volk lebte in den letzten Jahrhunderten v. Ztw. in Böhmen und wurde im Lauf des letzten Jahrhunderts v. Ztw. von den Markomannen besiegt und schließlich verdrängt. Der zweite Bestandteil ist jedoch aus dem Keltischen nicht zu erklären. In ihm steckt das germanische Wort, das in unserem „Heim" weiterlebt. Die Übersetzung ist demnach leicht: Das Land der Boier. Die Namengeber waren in diesem Fall die Germanen, die den Namen entweder schon zur Zeit, da erstere dort lebten, prägten oder später nach deren Verdrängung, um die neuen Sitze der Markomannen im Gegensatz zu deren alten bezeichnen zu können. Nach dem Lande ist dann auch der Böhmerwald bezeichnet worden. Dieser Name ist seit 906 belegt und lautet noch um 1300 Bêheimaer walt. Die ältere Bezeichnung des Böhmerwaldes war rein keltisch und hieß Gabreta silva, das als Ableitung zu kelt. *gabros*, „Bock, Steinbock", zu stellen ist. Wahrscheinlich ist kelt. *gabros* selbst eine jüngere Entlehnung aus dem germanischen Wort für Steinbock *Habras*, so daß zu vermuten ist, daß die keltische Gebirgsbezeichnung nur eine Übersetzung aus dem Germanischen ist.

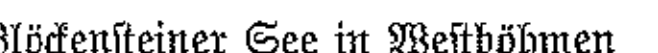
Ebenso wie Gabreta silva ist auch der Name für das deutsche Mittelgebirge und den Böhmen umgebenden Waldkranz, Hercynia silva, früh verklungen. Nur Kelten können diesen Namen geprägt haben, da nur bei ihnen der Abfall des idg. p im Anlaut möglich



Blöckensteiner See in Westböhmen



Bei Altpernstein, Ostböhmen



V.D.A.-Bildarchiv

ist. Die germanische Form des Namens, der auf idg. *perqu-*, „Eiche“, zurückgeht, lautete *Fergunjo*, das tatsächlich auch gebräuchlich war. Um 800 heißt das Erzgebirge Fergunna. Die Frankenhöhe zwischen Ellwangen und Ansbach behielt den Namen länger als das Erzgebirge bei. Als Virgunna, später Virgunda, finden wir ihn in mittelalterlichen Urkunden, bis auch er der neueren Bezeichnung Frankenhöhe wich; wie ja auch das Erzgebirge nach seinem Erzreichtum einen neuen Namen erhalten hat.

Der Name Sudeten bezeichnete ursprünglich Thüringer Wald, Frankenwald und Erzgebirge. Seine heutige Verwendung für einen Gebirgszug ist erst wenige Jahrhunderte alt und verdankt seinen Ursprung einem Irrtum Melanchthons (vgl. H. Hammel, Namen deutscher Gebirge, Gießen 1935). Wie Gabreta auf den Wildreichtum des Böhmerwaldes und Erzgebirges hinweist, so auch Sudeta, das zu idg. *sû* „Wildsau“, das durch *-eta* zu *sud-* erweitert wurde, zu stellen ist.

Eine andere germanische Bezeichnung des Erzgebirges war Miriquidui, das mit nordisch Myrkvidr „Dunkelholz“ (Name eines sagenhaften Urwaldes) in Lautform und Bedeutung voll übereinstimmt. Der Name kann erst aus einer Zeit stammen, da die Bewaldung durch Nadelhölzer den älteren Laubwald ablöste und zurückdrängte. Der erste Teil des Namens enthält germ. *merkwia* „dunkel, finster“, der zweite aber germ. *widu* „Holz, Wald“.

Der Gebirgszug zwischen Schlesien und Böhmen hieß in germanischer Zeit in der griechischen Umschreibung askiburgion oros. Die Deutung macht keinerlei Schwierigkeit, weil neben überliefertem germanischen *aska-* „Esche“ auch eine Nebenform *aski* anzusetzen ist, die diesem Namen zugrunde liegt. Dieser lebte später in slawisch Jeseniky „Eschengebirge“ fort, auf das unser „Gesenke“ zurückzuführen ist, das aus einer volksetymologischen Umdeutung der slawischen Benennung entstanden ist.

Verhältnismäßig jung dürfte die Bezeichnung Riesengebirge sein. Belegt ist sie uns erst aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, wo sie als „Berg der Riesen“ verstanden wurde. Der Versuch, den Namen zu mhd. rise „Rinne am Berg“ zu stellen, macht Schwierigkeiten, weil die Holzriesen und ihre Bezeichnung erst später verwendet wurden. In germanischer Zeit hieß das Gebirge „Wandalisches Gebirge“, weil es Böhmen von den Sitzen dieses ostgermanischen Stammes trennte.

Aus der großen Zahl von alten Namen, die uns im Sudetengebiet erhalten sind, ist dies nur eine geringe Auswahl. Wollte man auch noch die Flußnamen und Ortsnamen in gleicher Weise berücksichtigen, müßten unsere Ausführungen allzusehr anschwellen, denn das heimgekehrte Land ist reich an alter Überlieferung, die im Kampf für das Deutschtum des Landes treu bewahrt wurde.

Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen: Jeder einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke seines Lebens persönlich verantwortlich erachtet, jeder einzelne ein Held und Befreier, wenn er es tut.

Lagarde

Die geschichtliche Leistung des Sudetendeutschtums

Von Karl Jordan

Die Geschicke der Sudetenlande sind zu allen Zeiten aufs engste mit der Geschichte des Reiches verknüpft gewesen. Im böhmischen Raum, dem Herzstück Mitteleuropas, wie man ihn mit Recht genannt hat, stieß die Welt der Germanen auf den slawischen Osten; hier trafen und vereinigten sich deutscher Nord und Süd und haben nicht nur die Kultur des Ostens entscheidend beeinflußt, sondern auch dem geistigen Schaffen des Altreiches immer wieder neuen Antrieb gegeben. Sudetendeutsche Geschichte ist ein Stück gesamtdeutsches Schicksal.

Mehr als ein halbes Jahrtausend war Böhmen germanischer Volksboden gewesen, als es im 6. Jahrhundert im Zuge der großen Wanderungen von den Slawen besiedelt wurde. Der Sprachforschung der letzten Jahrzehnte verdanken wir aber die wichtige Erkenntnis, daß neben der slawischen Einwanderung namhafte Reste der germanischen Bevölkerung im Lande verblieben sind. Orts-, Flur- und Flußnamen lassen noch heute ihre germanische Wurzel deutlich erkennen, es genügt, in diesem Zusammenhange auf die Namen der Moldau und March oder den Namen der Stadt Brünn hinzuweisen. Die slawischen Einwanderer besetzen im wesentlichen nur die waldarmen Teile im Inneren Böhmens und Mährens, die waldreichen Gebiete an den Rändern des böhmischen Kessels wurden von ihnen nicht erfaßt. Erst durch die Rodungsarbeit der deutschen Kolonisten späterer Jahrhunderte sind diese Landschaften erschlossen worden.

Diese Wiederbesiedelung des Landes, mit der die eigentliche sudetendeutsche Geschichte ihren Anfang nimmt, beginnt nicht, wie man gemeinhin annimmt, erst im 12. Jahrhundert. Bereits im 10. Jahrhundert haben bayrische Herzöge vereinzelt Siedler in den menschenleeren Gebieten des Böhmerwaldes angesetzt; etwas später hat auch weiter nördlich von der Oberpfalz und Mainfranken ausgehend die deutsche Kolonisation ihren Anfang genommen. Auch im Innern des Landes macht sich der Einfluß der deutschen Kultur geltend, besonders seitdem Böhmen unter Otto I. endgültig dem Reichsverband eingegliedert wurde. Deutsche Fürstinnen und in ihrem Gefolge deutsche Geistliche und deutsche Kaufleute hielten im Lande Einzug. Als im Jahre 973 das Prager Bistum gegründet wurde, erhielt ein Sachse Thietmar die Bischofswürde; bei seinem Empfang in Prag wurde er mit dem Gesang eines deutschen Kirchenliedes begrüßt. Im 11. Jahrhundert läßt sich in Prag eine größere deutsche Kolonie nachweisen. Zur gleichen Zeit begegnet uns auch zum ersten Male der Name Eger. Hier haben später die Stauferkaiser, welche das Egerland durch Heirat erhielten, eine Pfalz errichtet, auf der vor allem Friedrich II. wiederholt Hof gehalten hat. Die Stadt Eger blieb auch in der Folgezeit reichsunmittelbar, ausdrücklich wurde ihr dieses Recht bestätigt, als Ludwig der Bayer sie im Jahre 1315 an die Krone Böhmens verpfändete.

Der große Strom der deutschen Kolonisten erfaßte seit der Mitte des 12. und 13. Jahrhundert das Land. Vom Erzgebirge zogen sie in die Egersenke ein, gleichzeitig kamen Thüringer und Franken von der Lausitz und aus Schlesien in das nördliche Böhmen. Durch umfangreiche Rodungsarbeiten haben sich die deutschen Kolonisten erst ihren Lebensraum schaffen müssen; auch in Böhmen setzte sich die deutsche Kolonisation durch die Arbeit des Pfluges und der Axt nicht durch das Schwert durch. Neben den deutschen Bauern haben auch Zisterzienser und Prämonstratenser an der Urbarmachung des Landes Anteil genommen. Im Nordwesten war das Zisterzienserkloster Waldsassen in der Oberpfalz, im Süden besonders das österreichische Stift Zwettl Ausgangspunkt der Kolonisation.

Zu der Arbeit des Bauern und Mönches trat als dritter wichtiger Faktor die Leistung

des deutschen Bürgers. Wie im ganzen slawischen Osten war auch in Böhmen die Form der Stadt unbekannt, es gab nur vereinzelte Marktorte mit gelegentlichen Handelsverkehr. Das böhmische Städtewesen ist rein deutschen Ursprunges. Mit dem Stadtrecht des Mutterlandes, insbesondere dem Magdeburger Recht, wurden die Neugründungen im Sudetenraum, wie Saaz, Leitmeritz, Braunau u. a. bewidmet, während sich im Süden um Brünn und Iglau neue Stadtrechtskreise bildeten.

Eine besondere Note erhielt die deutsche Siedlung in Böhmen durch die Bergleute, welche die gehobene Kunst des Bergwerksbaues hier einführten; schon frühzeitig sind einzelne Bergstädte mit besonderem Recht, wie Deutsch-Brod und Kuttenberg, entstanden. Das einheimische Fürstengeschlecht der Přemisliden hat die deutsche Einwanderung — das muß gerade heute immer wieder betont werden — weitgehend gefördert und begünstigt. Die Deutschen kamen nicht als ungebetene Gäste, sie brachten mit dem eisernen Pflug eine neue, bessere Form der Bodenbearbeitung und waren die Träger einer höheren Kultur. Der Wohlstand des Städters kam der wirtschaftlichen Kraft des jungen Přemislidenstaates ebenso zugute wie die harte Arbeit des Bauern und Bergmanns, an der der Landesherr ebenso wie die Grundherren in Form von Abgaben Anteil nehmen konnten. Die Deutschen sind das tragende Element des damaligen böhmischen Staates gewesen. Bereits im 11. Jahrhundert erhielten die Prager Deutschen vom Herzog Wratislaw das Privileg, nach ihrem eigenen Recht leben zu dürfen; in der Folgezeit haben die böhmischen Könige selbst als Stadtherren eine große Anzahl neuer Städte gegründet. An ihrem Hofe fand auch die deutsche Kultur einen Rückhalt. In Prag fand unter König Wenzel I. der Minnesänger Reinmar von Zweter um die Mitte des 13. Jahrhunderts zeitweilig eine Heimat; Wenzel selbst ist deutscher Minnesänger gewesen. Gegen Ende des Jahrhunderts schuf am Prager Hof Ulrich von Eschenbach, der erste in Böhmen geborene deutsche Dichter, dessen Namen wir kennen, seine Alexanderdichtung.

Die glänzendste Gestalt aus dem Hause der Přemisliden ist Ottokar II. (1253—1278), mütterlicherseits ein Sproß des Staufergeschlechtes. Über den Bereich seines Landes hinaus war er ein eifriger Förderer der deutschen Kolonisation; die Stadt Königsberg trägt nach ihm ihren Namen, da er den deutschen Ritterorden in seinen Kämpfen gegen die Preußen und Litauer mit einem Ritterheer zu Hilfe eilte. In Böhmen selbst begünstigte er vor allem das Städtewesen. Nicht weniger als 21 Orte haben unter ihm das Stadtrecht erhalten. Seine weitgespannten Pläne, Böhmen, Mähren und die Südostmark zu einem großen Reich zusammenzufassen, führten zum Zusammenstoß mit dem Hause Habsburg, als dieses unter König Rudolf sein Schwergewicht nach Osten zu verlegen begann. Die Schlacht bei Dürnkraut auf dem Marchfelde, in der Ottokar den Tod fand, entschied zu Rudolfs Gunsten. Ottokars Ende war aber für das Deutschtum im Sudetenraum der erste schwere Rückschlag.

Das Zeitalter der Luxemburger, insbesondere die Herrschaft Karls IV., brachte einen neuen Aufschwung. Karls Ziel war es, hier im Osten an Elbe und Moldau mit der Mark Brandenburg, die er von den Wittelsbachern erwarb, und seinen böhmischen Erblanden einen großen deutschen Staat zu schaffen, von dem aus es möglich war, die territoriale Zersplitterung im Mutterlande zu überwinden. Schon zu Lebzeiten seines Vaters hat er ordnend in die Verhältnisse Böhmens eingegriffen und als König trotz der Widerstände des böhmischen Adels eine starke Zentralgewalt im Lande zu begründen versucht. Sitz der Regierung wurde Prag, das Karl auch als deutscher König nur vorübergehend verlassen hat. Es war die erste feste Residenz eines deutschen Herrschers und sollte die Hauptstadt des Reiches werden. Die Errichtung der Karls-Universität im Jahre 1348, eine der ersten Taten des jungen Königs, zeigt, daß Prag nicht nur den politischen, sondern auch den geistigen Mittelpunkt Deutschlands bilden sollte. Durch die Gründung der Prager Neustadt wurde die Stadt um das Doppelte vergrößert; der Schwabe Peter

Parler fand hier seine zweite Heimat und hat den Veits-Dom auf der Prager Burg seine besondere Gestalt gegeben. An Karls Hof fanden auch die neuen Bestrebungen des Humanismus ihre Pflege; von Prag aus ist damals das literarische Schaffen der ganzen Nation entscheidend beeinflußt. Wir wissen zwar heute, daß die neuere deutsche Schriftsprache nicht allein, wie man zeitweilig annahm, das Werk der Prager Kanzlei und ihres Kanzlers Johann von Neumarkt ist, sondern daß sich gleichzeitig auch auf mainfränkischem und mitteldeutschem Boden in der Nürnberger und Wettiner Kanzlei dieselbe Entwicklung anbahnte. Für die Verbreitung dieser neuen Sprachform war aber die zentrale Stellung der Prager Kanzlei maßgebend. Ein Sudetendeutscher, Johann von Saaz, ist der Schöpfer der ersten großen neueren deutschen Prosadichtung gewesen. Sein Ackermann aus Böhmen, jenes großartige Streitgespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod, ist zugleich der Ausdruck des neuen deutschen Humanismus, welcher die Bindung der mittelalterlichen Weltanschauung sprengte. Damals um die Wende des 14. Jahrhunderts gab der Sudetenraum dem Mutterlande vielfältig das zurück, was er einst von ihm empfangen hatte.

Der Hussitensturm hat diese reiche kulturelle und wirtschaftliche Blüte zunächst vernichtet. Es ist der schwere Irrtum einer einseitig konfessionell ausgerichteten Geschichtsschreibung gewesen, Hus in erster Linie als einen religiösen Helden und Märtyrer zu feiern. Der Hussitismus ist keine reine Glaubensangelegenheit gewesen, religiöse Momente sollten damals, wie so oft, die wahren politischen Motive verdecken. Der Kampf gegen die Kirche verknüpft sich in verhängnisvoller Weise mit dem Haß gegen das Deutschtum. Mit dem Bruch der alten Universitätsstatuten durch die Tschechen und dem Auszug der deutschen Professoren und Studenten nach Leipzig beginnt der jahrhundertelange Kampf um die Prager Universität, das geistige Bollwerk des Deutschtums in Mittelosteuropa. Durch Hus' Tod erhielt die tschechische Bewegung, die durch ihn entflammt war, neuen Auftrieb. In den folgenden Kämpfen hat das Deutschtum schwere Einbußen erlitten; in dem Majestätsbrief des Jahres 1436 mußte König Sigismund die tschechischen Forderungen teilweise anerkennen. Die endgültige Eindeutschung des gesamten böhmischen Raumes war jetzt unmöglich geworden. Niemand anders als Palacky, der Vater der neueren tschechischen Geschichtsschreibung, hat es ausgesprochen, daß ohne die hussitische Bewegung Böhmen ebenso wie Schlesien und Österreich ein rein deutsches Land geworden wäre.

Es zeugt von der Kraft des Sudetendeutschtums, daß es sich schon gegen Ende des Jahrhunderts von diesen schweren Rückschlägen erholte. Die Entdeckung neuer Zinn- und Silberlager im Erzgebirge führte zur Gründung neuer Bergstädte, wie Joachimsthal; zu Beginn des 16. Jahrhunderts entwickelte sich um Reichenberg und Friedland eine umfangreiche Tuchindustrie, gleichzeitig entstanden in Nordostböhmen die Glasindustrie und Kristallschleiferei. Die Reformation hat auch in Böhmen neue geistige Kräfte entdeckt; als der Protestantismus gegen Ende der dreißiger Jahre seinen Höhepunkt erreichte, bekannten sich zwei Drittel des Landes zur Lehre Luthers. Der Dreißigjährige Krieg, der auf böhmischem Boden begann und hier sein Ende fand, brachte abermals einen schweren, für Jahrhunderte entscheidenden Rückschlag. Die Schlacht am Weißen Berge bedeutete das Ende der kurzen, gegen Habsburg gerichteten böhmischen Adelsherrschaft. Mit hartem Zwang wurde das Land dem Katholizismus wieder zugeführt. Nicht weniger als 30 000 Familien, die sich dem Glaubenszwang nicht beugen wollten, mußten auswandern und fanden in Sachsen, Brandenburg und Holland eine neue Heimat; landfremde Familien drangen an ihrer Stelle ein.

Maßgebend für die Entwicklung wurde es aber vor allem, daß Böhmen durch den Sieg Habsburgs politisch von der norddeutschen Welt abgeriegelt und den übernationalen Interessen der Dynastie untergeordnet wurde. Die neue Landesordnung von 1627 war ein voller Sieg des Absolutismus, welcher das völkische Leben ertötete. Die Germani-

sierungsversuche, welche später Joseph II. unternahm, bilden in Böhmen wie auch sonst nur eine vorübergehende Episode.

Die kulturellen Beziehungen zu den übrigen deutschen Landschaften konnten allerdings nicht abgeschnitten werden. Wie einst in der Blütezeit des 14. Jahrhunderts war es auch jetzt ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Balthasar Neumann — um nur einige Namen zu nennen — der Schöpfer der Würzburger Residenz und der maßgebende Baumeister des ganzen südwestdeutschen Barocks, wurde in Eger geboren; in Prag selbst haben damals der Österreicher Fischer von Erlach und Christoph Dientzenhofer aus dem bayrischen Aibling und sein Sohn Kilian die Barockschlösser und Kirchen errichtet, die noch heute der Stadt ihr besonderes Gepräge geben.

Das Wiedererwachen des völkischen Gedankens zu Beginn des 19. Jahrhunderts ließ die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Tschechen erneut in Erscheinung treten. In dem Revolutionsjahr 1848 trafen die Gegensätze zum erstenmal schroff aufeinander. Unter der Führung des Historikers Palacky versammelte sich damals in Prag der erste allslawische Kongreß, um die slawischen Völker der Donaumonarchie gegen das Deutschtum zu vereinigen. Die Deutschen Böhmens traten ihrerseits in Teplitz zusammen und erhoben hier die Forderung, daß die deutschen Lande Böhmens von den tschechischen Landesteilen getrennt werden sollten. Der Sieg der Reaktion in Wien ließ diese weitschauenden Pläne nicht zur Ausführung kommen. Es ist die tiefe Tragik der folgenden Jahrzehnte gewesen, daß die Deutschen in Böhmen ebenso wie in den übrigen Ländern des Reiches ihre Kräfte in den Dienst der Donaumonarchie stellten, während die Dynastie und die Wiener Zentralregierung der Zurückdrängung der Deutschen und der allmählichen Slawisierung immer wieder Vorschub leisteten. Die Sprachverordnungen der Ära Taaffe, mit denen die deutsche Sprache in Böhmen aufhörte, Amtssprache zu sein, die Errichtung einer tschechischen Hochschule in Prag im Jahre 1882 und die Sprachverordnungen des Ministerpräsidenten Badeni, welche ganz zielbewußt eine Slawisierung des geschlossenen deutschen Siedlungsraumes erstrebten, sind die wichtigsten Etappen auf diesem verhängnisvollen Wege gewesen. Auf sich selbst gestellt, hat das Sudetendeutschtum seine Abwehrmaßnahmen treffen müssen; aus eigener Kraft hat es in Vorkriegs- und Nachkriegszeit den Kampf um die Erhaltung seines Volkstums geführt, bis es ihn in unseren Tagen unter dem Schutze des neu erstandenen großdeutschen Reiches zum siegreichen Ende führen konnte, um nunmehr im größeren Deutschland aufs neue seine gesamtdeutsche Aufgabe, Träger und Mittler der deutschen Kultur im Osten zu sein, vollbringen zu können.

Deutsche! Wollet nicht leicht und gaukelnd sein, wollet nicht schimmernd und zierlich sein! – das könnt ihr nicht – laßt die südlichen Menschen spielen und flattern. Ihr müßt schwer sein wollen an Ernst, Redlichkeit, Tapferkeit und Freiheit. Mögen die jenseitigen Menschen euch immer plump und unhold schelten, – laßt sie das tun; wer das Wirkliche hat, kann das Eitle entbehren.

Ernst Moritz Arndt

Deutsches Brauchtum im Böhmerwald

Von Richard Wolfram

Wenn in diesen glückerfüllten Tagen das gesamte deutsche Volk tief ergriffen an der Befreiung der Sudetendeutschen von jahrzehntelangem Leiden Anteil nimmt, so ist dies bei uns Ostmärkern natürlich in ganz besonderem Maße der Fall. Denn es ist ja der größte noch unter fremder Herrschaft stehende Teil unseres alten österreichischen Deutschtums, der nunmehr heimkehrt. Kaum einer von uns, der nicht Freunde und Verwandte im Sudetenland sein eigen nennt. Schon gar dem Volkskundler, der von Hof zu Hof ging und mit dem Bauer und Kleinstädter ebenso vertraut wurde wie mit dem Holzknecht in den weiten Wäldern, wuchsen alle diese oft bitter armen, aber prächtigen Menschen ans Herz. Wie oft konnte er selbst erleben, wie die Tschechen hier hausten. Nicht einmal bloß kam ich zu Gewährsleuten und fand ihr Heim nach einer eben stattgehabten Hausdurchsuchung in voller Auflösung, den männlichen Teil der Familie grundlos ins Untersuchungsgefängnis verschleppt. Und eine schwache Ahnung von dem, was sie auszustehen hatten, bekam auch ich, als Verhaftung wegen Spionageverdacht meiner volkskundlichen Tätigkeit in dieser Gegend ein vorläufiges Ende setzte. Was Wunder, wenn die Gedanken bei der Besetzung der Zone I mit den deutschen Truppen über Ober-Haid in den südlichen Böhmerwald ziehen und ein Bild nach dem anderen aufsteigt von dem, was ich dort einst sehen und erleben durfte.

Vielleicht der größte seelische und rassische Reichtum eines Volkes sind seine Hintersassen in den Wäldern, von denen immer neue Kraftströme ausgehen. Jene einfachen und unmittelbaren Menschen, die die Härte des Lebens ohne viel Worte meistern und sich mit



Schwerttänzer machen ein „Kretzl"

voller Innigkeit seinen wenigen Feierstunden hingeben. Solch inneren Reichtum gewinnen wir mit den Sudetendeutschen in größtem Ausmaße. Vor allem mit den Waldgebieten des Westens und Südens. Ihr Land liegt hoch. Ein wellig eingeebneter Urgebirgsrest mit einzelnen Kuppen darauf, die in der Ferne verblauen. Seltsam geformte Felsen treten da und dort zutage, unter ihnen manche alte Opfersteine. Die Täler der braunen Flüsse sind tief eingeschnitten. Ungehindert streichen die kalten Nordwinde übers Land und machen den Frost zu einer vertrauten Erscheinung. Gewaltige Wälder, in die der Mensch nur stellenweise Breschen gelegt hat, sieht man noch auf weiten Strecken. Die Landschaft Stifters. Kein Tscheche saß auf diesem Boden, als deutsche Bauern im frühen Mittelalter den Wald zu roden begannen. Es ist unser ureigenstes Land. Und kerndeutsch ist auch das Volksleben und Brauchtum in diesen Gegenden, das eine Fülle höchst altertümlicher Züge bewahrt hat.

Wer in den Faschingswochen kommt, braucht nicht lange auf volkskundliche Erlebnisse zu warten. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht fröhliches Jauchzen, Musik und neugieriges Zusammenlaufen der Dorfbewohner die Ankunft einer umziehenden Faschingsgruppe ankündigt. In wochenlangen Fahrten durch ganze Bezirke geht es im Heischegang von Haus zu Haus mit altüberlieferten Sprüchen. Trotz der großen Armut aller werden die „lustigen Betelleut" fast nie abgewiesen. Schützt sie doch alter Glaube. Wenn die Faschingsbursch nicht kommt — „die Bursch" ist die ganze Burschenschaft —, wächst im Sommer kein Korn. Aus der Gegend, aus der die erste Bursch erscheint, kommt auch das erste Gewitter. Die Bäurin reißt vom fleckenübersäten Gewand der Narren drei rote Lappen ab und legt sie den Hennen unter; dann gibt es viele Eier. Die Narren („Hudl") tragen eine langnasige Tuchlarve und hüpfen dem Zug mit unendlich komischen Bewegungen voran. Hinterher kommen die Musikanten und im Gänsemarsch der Haupt-



Das Schwertfenster (Böhmerwälder Schwerttanz)



Die Narren versuchen Einlaß zu erlangen

mann, der Richter mit dem Spieß, an den die Speckstücke gesteckt werden, der Tanzmeister, der Pritschenmeister, der Robeschträger, Mehlbua, Kornbua, Oirbua (Eierbursch) und Hoarbua (Flachsbursch), die in Körben und Säcken die betreffenden Spenden tragen. Vor jedem Haus wird ein „Kretzl" getanzt; unverkennbar ein alter kultischer Umkreisungstanz, der dem „Kranzl" der Faschingläufer im steirischen Murtal entspricht. Dann folgt der Spruch:

„A lustige Faschingbursch spricht an
um einen recht weisen Mann,
an Metzn Habern, a Metzn Korn, a Stuck Speck,
geht die lustige Bursch wieder mit Ehren weg.
A Bratwurst, die neunmal um den Ofen glangt, gebt's es heraus,
die halt uns die ganze Bursch aus.
Habt's a schwarzbrauns Maderl im Haus,
gebt's es heraus,
werdn ma a paa Tanz tanzen mit ihr.
Musikanten, spielt's auf
und die ganze Bursch juchazt drauf!"

Dann geht's mit einem Jubelruf in die Stube, die Mägde werden vom Spinnrad weggeholt und kräftig im Tanz geschwungen. Unterdessen durchstöbert die Hudl Küche und Ofenrohr nach Eßbarem und stiehlt, was sie finden kann. Denn daran haben die Kerle Beuterecht. Es ist das altertümliche Stehlrecht der Maskierten, das ihrem Anspruch auf Opfergaben entspringt. Denn einstmals verkörperten sie — wie O. Höfler gezeigt hat — als lebendige Wilde Jagd das Totenheer, das auch Macht über die Fruchtbarkeit besitzt. Finden sie ein Haus versperrt, so versuchen sie mit Gewalt, sich Eingang zu verschaffen. Gar mancher Scherz heftet sich daran, wenn der Hausvater in dem zum Stehlen vor-

bereiteten Getreide etwa einen Löffel versteckt hatte. Nach dem Abzug wird die Bursch zurückgerufen und der Diebstahl des Löffels entdeckt. Dafür muß die Hudl büßen. Sie wird auf eine Bank gelegt und zu einer unmäßigen Anzahl von Schlägen verurteilt. „Aber nicht da hinauf“, schreit das Opfer, seine Kehrseite haltend, „da hab' ich Plattfüß.“ Doch es hilft nichts. Mit einem eigenartigen Sprechgesang geht die Bursch im Kreise und pritscht den Narren, bis er von einem Mädchen losgebeten wird.

Ganz ähnlich geht der Umzug der Schwerttänzer vor sich, nur daß an die Stelle des „Kretzls“ vor jedem Hause der Waffentanz tritt. Die Burschen haben sich aufs feinste herausgemacht mit Schärpen und Flittersträußchen auf den Hüten. Ein Hereinrufspiel bringt Tänzer um Tänzer in die Stube, wo sie sich mit Reimsprüchen vorstellen. Einer wird scheinbar erschlagen und wieder zum Leben erweckt, und dann beginnt die Musik. Die Tänzer verketten sich mit Knauf und Spitz, schlüpfen durch Schwertertore, springen über Säbel, schlagen die Waffen im Takt zusammen. Endlich läßt sich der Narr in der Mitte auf Hände und Knie nieder. Über ihm entsteht der Schwerterstern, auf den nun der Hauptmann tritt und seinen Abdankungsreim spricht. So zahlreich die in germanische Zeit zurückreichenden Kettenschwerttänze einst auch in ganz Deutschland waren, heute lebt im Altreich diese Überlieferung nur mehr an einem einzigen Orte: bei den „ledigen Rebleuten“ zu Überlingen am Bodensee. Wie auf so vielen Gebieten des Volkslebens zeigen sich da die Deutschen im ehemaligen Österreich-Ungarn bedeutend altertümlicher, d. h. jünger. Zahlreiche Schwerttänze sind noch in voller Blüte. Allein im Böhmerwald wird noch in rund zwanzig Orten schwertgetanzt[1].

Überhaupt sind die Bräuche der bäuerlichen Jungmannschaft sehr ausgeprägt. Das Fensterlgehen einzeln und in Gruppen ist vor allem beim Gesinde noch durchaus üblich. Wehe dem Burschen, der nicht von der Jungmannschaft anerkannt ist und einen Streifzug ins Mädchenrevier des betreffenden Dorfes unternehmen wollte. Mit ihm wird nicht sanft verfahren. Auch sind die Möglichkeiten des Schabernacks schier unerschöpflich. Das Fensterln selbst ist eine hohe Kunst. Denn nur wenn der Bursch ohne Stocken stundenlang in lustigen Reimen zu reden vermag, läßt sich das Dirndl unter Umständen erweichen und kommt zum Fenster. Ist sie richtig, kommt sie das erste- oder zweitemal überhaupt nicht. Erst beim dritten vielleicht gibt sie sich zu erkennen. Manchmal geht einem Burschen die Geduld aus. Dann sagt er's der Herzlosen kräftig. Ist sie schlagfertig, antwortet sie, und die witzigen Redensarten fliegen nur so hin und her.

Eine Hauptzeit des Burschenwesens ist die „Unruhnacht“, die meistens zu Pfingsten einfällt. Da wird jede Art von Schabernack verübt. Am Morgen kann der Bauer seinen Wagen hoch droben auf dem Hausdach finden, wohin er, in seine Teile zerlegt, hinaufgebracht und wieder zusammengesetzt worden war. Die Ziege ist mit einem Bock vertauscht, das klein-verschwiegene Häuschen, das bei jedem Hof zu finden ist, steht vor der Eingangstür, das Pferd ist beim Schwanz aufgezäumt, die Schilder vertauscht. Da heißt es eben, „der alt Ruprecht ist umgegangen“. Auch der Maibaum wird in der Pfingstnacht von der Burschenschaft gesetzt. Er bleibt bis Johanni stehen. Dann häufen die Hüterbuben alles erreichbare Reisig um ihn zum „Sunawitfuir“. Ist der Stoß entzündet, herrscht allgemeiner Jubel. Die Buben haben alle alten Besen aufbewahrt. Nun zünden sie diese gleichfalls an und drehen sie als Fackeln im Kreise. Lichterloh brennende Birkenbaststäbe fliegen in den nächtlichen Himmel; dazu jauchzt alles, es wird mit Pistolen geschossen, getanzt und schließlich — wenn der „König (Maibaum) umgeworfen ist — über das Feuer gesprungen. Die verkohlten Stücke aber legt man auf das Flachsfeld, damit der Flachs gut gedeihe. Ein Burschenbrauch der Herbstzeit ist das „Wulfn“ (Wolftreiben) zu Andreas (30. November). Da schleichen sie sich in Gruppen von Haus

[1] Vgl. mein Buch „Schwerttanz und Männerbund“ (Kassel 1936 ff.). Die genaue Beschreibung sämtlicher Tänze mit Musik erscheint im 2. Band.



Der Hauptmann spricht den Abdankungsreim (Böhmerwälder Schwerttanz)



In genau vorgeschriebener Stellung und formelhaften Reden wird vorerst in jedem Dorf um Tanzerlaubnis gebeten

zu Haus, schlagen mit den Peitschenstielen kräftig gegen die Tore und rufen „D' Wulfn hant do“ (die Wölfe sind da). Wohl eine altertümliche Anspielung auf den einstigen Tierverwandlungsglauben, der mit bündischem Brauch meist vereint ist. Dann knallen sie mächtig mit ihren Peitschen und lärmen mit allen dazu geeigneten Instrumenten.

Am Ostersonntage macht die Sonne drei Sprünge. Wenn man früh genug aufsteht, kann man sie sehen. Schon am Ostersamstag wurde der Judas verbrannt, ein Feuer, das aus alten Sargbrettern gespeist ist. Die Buben brennen darin schön geschnitzte Holzpflöcke an, die am Ostersonntag mit den Palmbuschen in die Ecken der Felder gesteckt werden. Abends holen sich die Burschen von dem Mädchen, mit dem sie im Fasching getanzt haben, das „Osterpackl“. Dafür muß er ihr am Kirchtag Lebzelten kaufen. Im Packl sind schön bemalte oder gekratzte rote Ostereier. Zwei von ihnen passen zu einem Paar zusammen und tragen miteinander einen Reimspruch von nicht selten großer Innigkeit:

„Lieben und nicht seh'n
ist härter als auf Dornen geh'n.“

„Wecket mich das Tageslicht,
ist mein Sinn auf dich gericht.“

„Ich kann dich nicht lassen,
und sollte mich die ganze Welt hassen.“

Aber auch eine kräftige Abfuhr kann mitunter vorkommen:

„Dank dir Gott, du stumpfer Besen,
daß du im Fasching mein Narr gewesen!“

„Du meinst, i liab di und i hob di gearn,
do möcht i liaba a Stieflknecht wearn.“

Zu Allerheiligen und Allerseelen wimmeln die Wege von „Seelweckern“, Leuten, die Seelenwecken sammeln. Ursprünglich in Vertretung der Toten selbst. Diese Wecken sind fingerlange Brote: weißliche für die Einheimischen, schwarze für die Fremden. Oft werden hunderte hergestellt und verteilt. Das alte Totenfest tut sich auch darin kund, daß alle Hausbewohner zu Mitternacht des Allerseelentages vom Schlaf geweckt werden, sich in der Stube versammeln und eine Stunde lang Andacht halten. Während dieser Zeit kommen die verstorbenen Ahnen zu Besuch. Der Christbaum ist im Böhmerwald noch nicht so ganz durchgedrungen. Auch die Geschenke bringt nicht das Christkind, sondern das „guldne Rößl“. Während alle Familienmitglieder in der Stube versammelt sind und die Kinder in atemloser Spannung seiner Ankunft harren, erwartet es die Hausmutter vor der Türe mit einer Schüssel. Plötzlich ertönt Getrampel und das Klingen einer Schelle zum Zeichen, daß das goldene Rößchen angekommen sei und aus seinem Sack voll guter Dinge Zuckerwerk, Nüsse, Äpfel und Lebzelten in die Schüssel geschüttet habe. Am zweiten Weihnachtstag, dem Stefanitag, füllen sich die Dorfburschen die Taschen beim Kirchgang mit Hafer. Damit bewerfen sie die zur Kirche kommenden Jungfrauen, was man „steffeln“ nennt. Eine Entsprechung zum „Schmeckostern“, dem Anschütten der Mädchen, das sonst im deutschen Osten üblich ist. Wer gesteffelt wird, bleibt das Jahr über vom Stechen verschont.

So ließen sich noch unzählige Beispiele für das kräftig blühende deutsche Brauchtum der Böhmerwäldler anführen. Von der Erntearbeit, vom Tanz mit seinen lustigen Vierzeilern und vor allem von der Hochzeit. Das Gesagte genügt aber wohl, um das Leben dieser Menschen und ihre kraftvoll-ursprüngliche Gemütsart zu kennzeichnen. Möge sie ihnen erhalten bleiben auch in der neuen Zeit der wirtschaftlichen Entwicklung, die nun anbricht, ihnen zum Segen und uns zur Freude.





Schmucktaler aus Deutsch-Böhmen. Die Fassung erinnert an germanische Zierkunst

Aufn.: E. Willmitzer

Sudetendeutsche Musik

Von Hans Joachim Moser

Die sudetendeutschen Gebiete sind Volksmusiklandschaften erster Ordnung — obersächsisches, schlesisches, mittel- und ostfränkisches, bayrisch-österreichisches Siedlertum hat hier seine deutschböhmische Eigenart entwickelt, und das nicht zuletzt in Liedgesang und Instrumentenspiel. Beide haben zudem in der treuen Entschiedenheit echter Grenzlandwacht viele Altertümlichkeiten, vor allem auf den Sprachinseln, lebendig erhalten, die im bequemeren und gesicherteren Dasein des Binnenlandes längst verschwunden sind. Noch heut kann man bei Hochzeiten in der Iglauer Sprachinsel erleben, daß die Dorfmusikanten mit einem selbstgebauten, bändergeschmückten Fiedeltrio anrücken, dessen Baß (das Plaschprment) wie im 15. bis 16. Jahrhundert an einem Lautenband um den Leib getragen wird, meist nur mit drei Saiten bezogen, und die Spielhand ist mit Unschlitt geschmeidig gemacht; denn es gilt die alte Spielmannsregel, daß nicht eher geendet wird mit der Tanzmusik, als bis es wie in Tannhäusers Leich heißt: „Heia hei, nu ist der videlboge enzwei!“ — Oder im Kuhländchen und im mährischen Schönhengstgau hört man noch vielhundertjährige Singweisen, die in den „Kirchentonarten“ stehen (ohne daß man ihnen geistliche Wurzeln nachzuweisen vermag), oder Handwerkslieder, bei denen die Berufsgebärden, etwa des Böttchers, als lustiges Rhythmenspiel untrennbar dazugehören. Hier leben noch die mannigfachsten Hirtenrufe beim Ein- und Austreiben des Viehs, hier werden noch in Frühlingsnächten die Saaten damit gesegnet, daß vom Kirchturm nach allen vier Seiten der Welt Fanfaren geblasen werden; und wenn in Eger ein Bub auf die Welt kommt und zur Taufe getragen wird, so wurde er noch vor nicht langer Zeit von den Stadtpfeifern mit einer andern Fanfare begrüßt als ein Mädel.

Der genannten Verschiedenheit der Siedelstämme entsprechend, ist auch der Lied- und Singtyp verschieden: in Joachimsthal und Asch gelten wesentlich andere Gesänge als in Reichenberg und Trautenau; in Schönlinde und Leitmeritz lautet es etwas anders als in Troppau oder Nikolsburg — und doch steht über all dieser Vielfältigkeit eine schicksalsmäßige Gemeinsamkeit, ein verbindender sudetendeutscher Oberklang — und das nicht zuletzt auch in der über ein halbes Jahrtausend zurück verfolgbaren Kunstmusik.
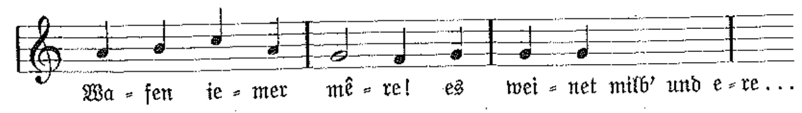
Dabei ist festzustellen, daß unter dem unklar verschleiernden Sammelwort „böhmische“ Musik sehr vieles noch vor nicht langer Zeit verbucht zu werden pflegte, was besser und ehrlicher in „sudetendeutsche“ und „tschechische“ Musik sauber aufgespalten worden wäre. Das lag freilich nicht in der Richtung slawischer und „paneuropäischer“ Wünsche; ist es doch zum Beispiel eine wahre Groteske, daß immer wieder von Romain Rolland und anderen versucht worden ist, in dem urbairisch-oberfränkischen Christof Wilibald Gluck aus Erasbach, dem nordischsten unserer nordischen Musikdramatiker, einen „Böhmen“ (sollte heißen, mindestens Halbtschechen) herauszustellen, weil er in Komotau das Gymnasium besucht und in Prag bei einem Nienburger die Harmonielehre studiert hat. Es soll den tschechischen Bauern gern ihr drollig-stubsnäsiger Polka und Furiant zugestanden werden; aber was wäre aus ihrem Anton Dvořák ohne die lebenslange Freundschaft mit Johannes Brahms geworden, und wie wäre ihr Smetana geistig und materiell nicht verhungert ohne die dauernde Hilfe des deutschen Burgenländers Franz Liszt? Wozu noch als Kuriosum anzumerken, daß Smetana, der Komponist der „Verkauften Braut“, das Schrifttschechische erst als Dreißiger mühsam hat lernen müssen. Wohin man schaut bei den tschechischen Musikanten, ob auf die neueren Fiebich, Foerster und Novák, Suk und Nedbal, oder auf die älteren Koželuch, Tomaschek, Dussek oder die Bendas, immer haben sie die Schulung, oft auch Herkunft und Wirkungskreis, zur Hauptsache deutscher Kultur zu verdanken. Viele aber von den in Prag beheimatet und tätig gewesenen Tonkünstlern seit dem Biedermeier, wie Dionys Weber aus Welchau oder seine Schüler

Wenzel Kalliwoda in Karlsruhe und Joh. Friedr. Kittl (der Jugendfreund R. Wagners), die Dreyschock, Schulhoff, Ambros, Rietsch, Prohäska, sind Sudetendeutsche gewesen. Aus Johann Stamitz (geb. 1717 zu Deutschbrod, dem Haupt der Mannheimer Geigerschule) hat ein „Tonangebender" des Zwischenreichs einen Tschechen machen wollen, aber er war mundartlich als „Steinmetz" benamst, und von dem uns so fremd klingenden trefflichen Komponisten der Bachzeit Anton Ignaz Tuma versicherten alle, die ihn kannten, er sei ein „Deutscher von echtem Schrot und Korn" gewesen, ebenso seine Altersgenossen Zach und Seeger. Die falschen Ansprüche der Gegenseite reichen aber noch weiter in die Vergangenheit zurück: 1931 erklärte der Jesuit D. Orel, der im Königgrätzer Handschriftenband (um 1600) vertretene „Cnefelius" sei ebenso Slawe wie ein Johannes „Tachovius" und Johannes Albinus „Clattovius" — in Wirklichkeit sind die Albinus ebenso in Schneeberg wie in Görlitz zu Hause, Tachau und Klattau sind alte sudetendeutsche Siedlungen, und vor allem Johann Knöfel (der an der Brüderkirche St. Heinrich zu Prag 1592 georgelt hat) stammte aus Lauban in Schlesien und hat als Hofkapellmeister in Liegnitz und Heidelberg den Hauptteil seines Lebens verbracht.

Nachdem wir so erst einmal das Feld etwas aufgeräumt haben, soll mit um so lebhafterer Freude das sudetendeutsche Schaffen in der Musik flugweise überschaut werden.

Von markomannischer und bajuwarischer Musik im böhmischen Raum ist verständlicherweise nichts Sicheres mehr zu vermelden. Die ehedem ins 10. Jahrhundert verlegte deutsche Leise „Christ genade", mit der die herzoglichen Hofleute in Prag den niedersächsischen Bischof Thietmar begrüßt hätten, wird heute ins 12. Jahrhundert anberaumt als Abbild erstdamaliger deutscher Bischofsweihen durch den betreffenden jüngeren Gewährsmann und Chronisten. So kann von sudetendeutscher Musik nicht eher als mit dem allgemeinen Hereinströmen der deutschen Siedler im 13. Jahrhundert (natürlich von den schon weit früher deutschen Randgebieten abgesehen) in dichterem Zusammenhang gesprochen werden. Deutsche Minnesinger besuchten das Land, so Heinrich Frauenlob und der schon genannte Tannhäuser, so wohl auch der „Unverzagte", dessen Spottlied auf den Geiz Rudolfs von Habsburg lachende Zustimmung am Hofe Ottokars von Böhmen gefunden haben wird: die hübsche Durweise „Der König Rudolf minnet Gott und ist an Treuen stäte", die nach vorgetäuschtem Rühmen schließlich in die freche Schlußüberraschung umschlägt: „Der Meister Geigen, Singen, Sagn, das hört er gern, — und zahlt kein'n Pfennig nicht!"

Aber nicht lange, so sangen die deutschen Spielleute dem auf dem Marchfeld gefallenen gebefreudigen Ottokar im lydischen Tone nach:
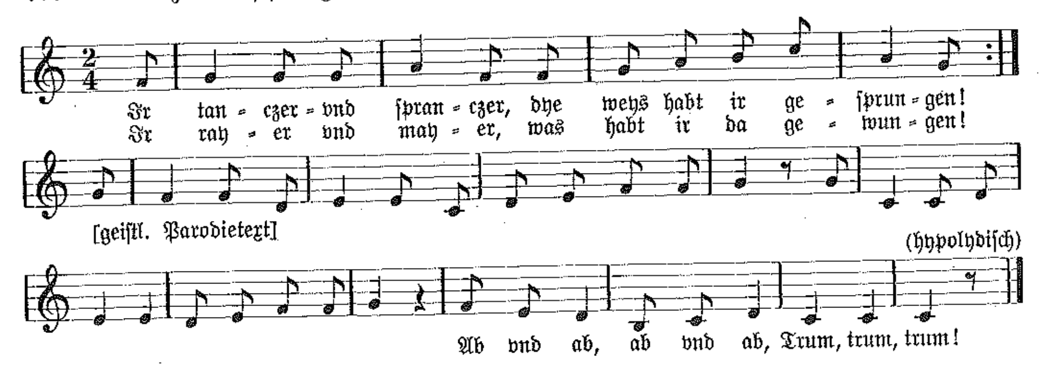


Bald danach, unter Wenzel II., dem selbst Minnesingenden, dessen Geliebte, die schöne Agnes, auch fiedelte und sang, war Ulrich von Eschenbach ein sudetendeutscher Troubadour, der in seinen Reimen die Musikinstrumente preist, allen voran die Geige, die mit ihren süßen Tönen jedes Leid zu heilen verstünde. Jetzt tritt erstmals die deutsche Stadt Eger hervor, wo Wenzel den zahlreich versammelten Fahrenden nach der Sitte der Zeit prächtige Kleider schenkte — sie müssen einen ganzen Musikkongreß abgehalten haben, die Herpfer, Fidler, Flöiter, Rotter usw.

Doch noch regierte weltliche Musik deutscher Sprache nicht allein — die Klöster zogen die tonkünstlerischen Talente vielfach in ihren Bann, die deutschen Stifter zu Hohenfurt, Saaz, Leitmeritz usw. erhielten Orgelbauten, schafften kostbare liturgische Handschriften an und stellten Choralsänger in ihren Dienst. Ob die Luxemburger viel

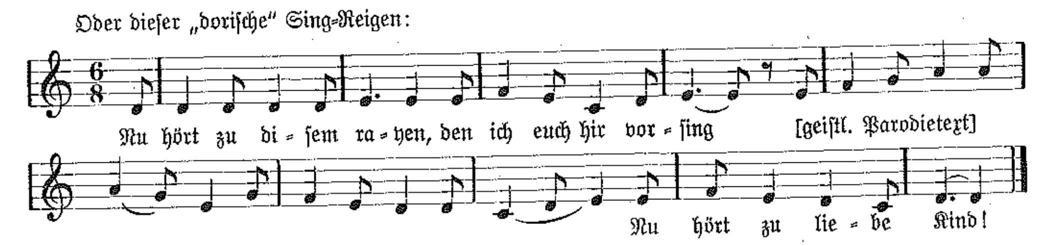
für die deutsche Musik im Sudetenland getan haben, ist schwer nachprüfbar, da nachmals in den Hussitenkriegen Unendliches an städtischen Kulturwerten deutscher Prägung zerstört worden ist; zudem hat Karl IV. zwar gewiß Musikinteressen gehabt, sie aber anscheinend vorwiegend mit französischer und italienischer Kunst befriedigt. Immerhin hat sein Sohn Wenzel wohl den liederfrohen „Münch von Salzburg" in Prag gesehen und sein Bruder Siegmund sich mit dem Tiroler Minnesinger Oswald von Wolkenstein befreundet. Der späte Minnesinger Mülich von Prag (der vielleicht mit Heinrich von Mügeln gleichzusetzen ist) hat sogar zu seinen deutschen Liedern ein paar Melodien hinterlassen.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts hat dann ein Musikgelehrter Paulus Paulirinus an der Universität Karls IV. die Musik vertreten und allerlei über deren Pflege berichtet, was sowohl mit elsässischer wie mit schlesischer Praxis übereinkommt, also gemeindeutsch gewesen ist, und ein Paul von Broda hat mehrstimmige Tonsätze geformt, die sich im Glogauer Liederbuch um 1470 erhalten haben.

Doch der ganze Reichtum sudetendeutschen Musikgeistes schaut erst aus dem Hohenfurter Liederbuch der gleichen Zeit hervor, in dem ein ehedem vielvermögender Doktor, der sich als „ein großer Sünder" zu mystischer Innenschau ins Kloster zurückgezogen hat, geistliche Umformungen weltlicher Lieder zusammengeschrieben und mit den Noten versehen hat. Da begegnen köstliche Abschieds- und Wandergesänge, Tagelieder und vor allem reizend beschwingte Tanzweisen wie diese:



Oder dieser „dorische" Sing-Reigen:



Mit dem Beginn des Reformationsjahrhunderts tritt die sudetendeutsche Musik endlich ins volle Licht geschichtlicher Betrachtbarkeit. 1531 erscheint in Jungbunzlau für die „christliche deutsche Bruderschaft zur Landscron und zur Fulneck" (das heißt für die böhmisch-mährischen Brüder) das erste Gesangbuch des Michael Weiße aus Neiße, in dem dieser neben ein paar Verdeutschungen von hussitischen und altkirchlichen Liedern vor allem eigne fromme Lyrik bringt, darunter berühmt gebliebene Gesänge wie „Christus, der uns selig macht" und das auch von Luther geschätzte „Nun laßt uns den Leib begraben" (das noch in Bürgers „Lenore" auftaucht). 1568 ist dann das „große" Brüdergesangbuch dem neuen Kaiser Maximilian II., dem einzigen Protestantengönner unter

den Habsburgern vor Joseph II., überreicht worden, prachtvoll ausgestattet und mit einer reichen Anzahl ausgezeichneter Lieder gefüllt, die lange nachgewirkt haben; man schmähte oder rühmte sie als Lieder der Pikarden — das Wort kommt aber nicht von der französischen Pikardie, sondern von den Begharden her.

In Böhmisch-Leipa saß als bedeutender lutherischer Polyphonist der Oberpastor Balthasar Hartzer, genannt Resinarius (gest. 1546), um 1485 in Tetschen geboren, als kaiserlicher Singknabe Schüler des großen Meisters Heinrich Isaac (dessen „Innsbruck, ich muß dich lassen" noch lebt), studierte 1515 in Leipzig und war dann zunächst in seiner Vaterstadt katholischer Geistlicher, bis ihn das Evangelium auf neue Bahnen trieb. Bei dem Hauptmusikverleger des Luthertums, Georg Rhaw in Wittenberg, erschienen seine leidenschaftlich um das „Wort" bemühten Kirchenliedbearbeitungen, Hymnen und ein ganzer Jahrgang Responsorien, zwischen denen eine vierstimmige Passion steht, die jüngst bei Kallmeyer gedruckt worden ist. Auch andere tüchtige Kleinmeister jener Generation werden als „Bohemi" bezeichnet, so Kaspar Zeiß, Virgil Hauck, Gregor Peschin (der über Salzburg nach Heidelberg gelangte).

In der zweiten Jahrhunderthälfte sind besonders zwei sudetendeutsche Städte zu musikgeschichtlicher Bedeutung gelangt: Eger und Joachimstal. Zu Eger erblühte unter dem Schutz des Protestantismus ein reiches Kantoreiwesen; der dortige Pastor Johannes Hagius (allerdings aus Marktredwitz in Franken stammend) komponierte stattlich die Wahlsprüche („Symbola") großer Persönlichkeiten der Zeit, und vor allem gab von hier aus der fleißige Clemens Stephani (aus Buchau) zahlreiche Notendrucke an die Öffentlichkeit, in denen er Werke der besten Meister Deutschlands vortrefflich redigierte — zum Teil diente ihm sogar ein Egerer Musikaliendrucker. In Eger starb auch sein Freund Jobst v. Brant, Pfleger zu Waldthurn und Liebenau (also längs der böhmisch-bayrischen Fichtelgebirgsgrenze als Amtmann wirkend), der als einer der größten Bearbeiter altdeutscher Volkslieder und Hofweisen zumal in den Forsterschen Nürnberger Sammlungen zu bewundern ist; heute wird er wieder viel gesungen (Partiturneudrucke zum Beispiel in Fritz Jödes Chorbüchern).

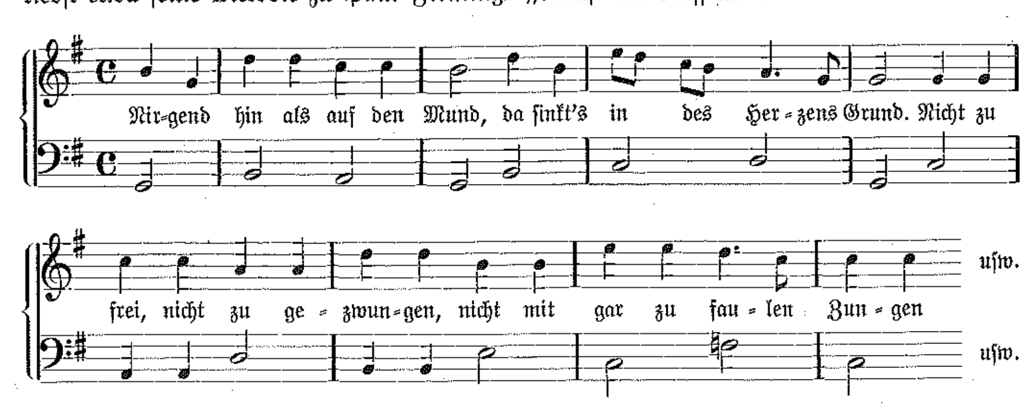
In der Silberstadt Joachimstal, wie sich das alte Konradsgrün nunmehr nannte, war Johs. Mathesius, der älteste Lutherbiograph, Pfarrer und hat in seinen Predigten und Schriften viel Wertvolles zur Musikauffassung seines Zeitalters beigesteuert. Hat er auch Lieder gereimt, so übertraf ihn dabei weit sein Kantor Nikolaus Herman, von dem einige Gesänge noch heute (mindestens durch Bachsche Choralkantaten) weiterleben, etwa „Erschienen ist der herrlich' Tag" und „Wenn mein Stündlein vorhanden ist", noch weitere schöne Morgen- und Abendlieder, seine „Evangelien gesangsweis" und andres gar nicht zu nennen. Auch der Vater der berühmten Musiker Hans Leo Haßler und Kaspar Haßler zu Nürnberg, Ulm und Augsburg, die später Kaiser Rudolf in Prag adelte, ist ein Joachimstaler „fürnehmer Musicus" gewesen, nicht minder noch im 17. Jahrhundert der abenteuerliche David Funk (Funccius), dessen Tanzsuiten für Gambenquartett heut wieder von Feinschmeckern aus dem einzigen erhaltenen Exemplar (Nationalbibliothek Paris) herausgehoben werden.

Bei Schlackenwert und Schlaggenwald, den alten Bergwerksstädtchen, saß als handfester Kontrapunktist David Köler aus Zwickau, und von Budweis nach Leitmeritz ging die Lebensbahn eines katholischen Kantors und heute wichtigen Volksliedsammlers, der den guten deutschen Namen Christof „Schwäher" hinter dem humanistischen „Hecyrus" versteckte. Sein Prager deutsches Gesangbuch von 1582 war trotz erzbischöflicher Befürwortung bei den altgläubigen Geistlichen nicht sehr beliebt, weil es allerlei Lutherlieder enthielt und man den deutschen Kirchengesang überhaupt als ketzerisch beargwohnte.

Einer der größten sudetendeutschen Musiker, Christof Demantius aus Reichenberg

(gest. 1643), fand in Freiberg die Lebensstellung — heute erklingen neu seine strahlenden sechsstimmigen Motetten der Corona harmonica von 1610.

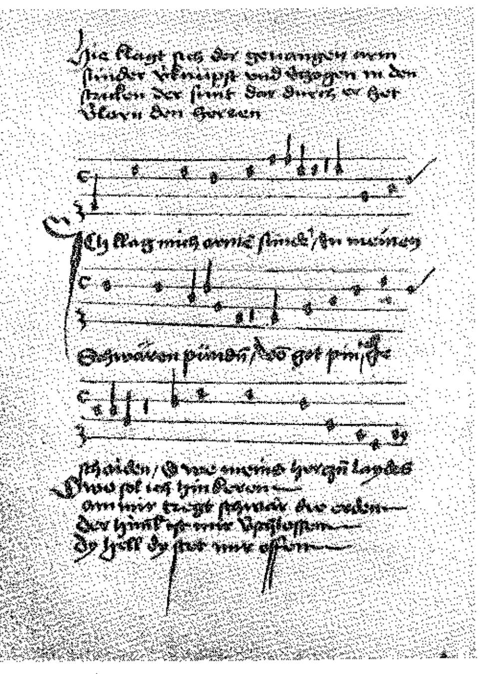
Der böhmische Majestätsbrief von 1609, der die durch die Gegenreformation unter Rudolf II. bedrohte Religionsfreiheit noch einmal herstellte, führte zu erneutem Aufschwung des deutsch-evangelischen Kirchengesanges; in Prag wurde Anno 1611 zur Salvatorkirche und -schule der Grundstein gelegt, wozu Martin Krumbholtz aus dem nordböhmischen Städtchen Bensen die achtstimmige Festmotette schrieb, die sich in Breslau erhalten hat. Valerius Otto aus Leipzig war daselbst Organist. Doch die stürmischen Zeitereignisse vom Prager Fenstersturz bis zur Schlacht am Weißen Berge warfen alles über den Haufen, und nur die zahllosen Volkslieder auf den Winterkönig können als musikalischer Gewinn zur Not gebucht werden. Unter den Adligen, die hingerichtet wurden, war der Komponist einer Messe und von Motetten, Christof Harant von Polschitz; unter den Musikern adliger Privatkapellen, die als brotlos geworden aus dem Lande gehn mußten, befand sich der nachmals als Liedersänger und Lübecker Ratstrompeter namhafte Gabriel Voigtländer. Vor allem aber mußten zehntausende Evangelischer die Heimat verlassen, und allein die Musiker in den damaligen Flüchtlingslisten lassen ahnen, wieviel sudetendeutsche Kulturwerte dabei zerstört worden sind. Zu ihnen gehörte der junge Andreas Hammerschmied aus Brüx, der später in Zittau ein hochberühmter Kirchenmusiker und auch weltlicher Liederkomponist geworden ist — allerliebst etwa seine Melodie zu Paul Flemings „Kunst des Küssens":



Böhmische Exulanten waren auch Tobias Enickel (Eniccelius) aus Leskau, der als Kantor zu Flensburg und Tönning mancherlei komponierte, Jakob Beutel aus Niedergrund, der über Luckau zum Dresdener Kreuzkantor aufrückte, Christoph Frölich aus Rumburg, der die Nachfolge des Demantius in Freiberg antrat, Christof Schief aus Wartenberg, Adam Kastner aus Reichenberg, Martin Wagner aus Kuttenberg, Oswald Schmiedichen aus Oschitz; der gewaltige Bassist Georg Kaiser war Kantor in Rumburg gewesen und gelangte nun in die Dresdener Hofkapelle — die Briefe von Heinrich Schütz (und danach Ricarda Huchs „Großer Krieg") schildern seine auch dort nicht abreißenden Wirtschaftsnöte. So könnte man noch zahlreiche tüchtige sudetendeutsche Musiker aus Kaden, Trautenau, Bilin, Königgrätz usw. nennen — ein Trautenauer Matthaeus Leder ist von Danzig aus sogar Orgelschüler des großen Sweelinck in Amsterdam geworden. Und noch G. Fr. Händel ist stolz darauf gewesen, daß einer seiner Ahnherren um des Glaubens willen Böhmen verlassen hat — so, wie auch ein Vorfahr Seb. Bachs vor der Gegenreformation hat aus Ungarn weichen müssen. Nicht zu vergessen, daß die heute blühende Geigenbauindustrie von Markneukirchen und Klingenthal ebenfalls auf Exulanten, und zwar aus Graßlitz, zurückgeht.

Gewiß ist es mit eine der planvollen kulturpolitischen Praktiken Habsburgs gewesen,

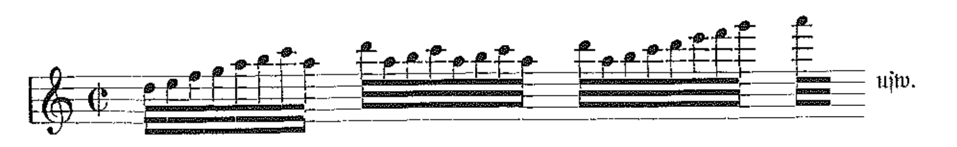




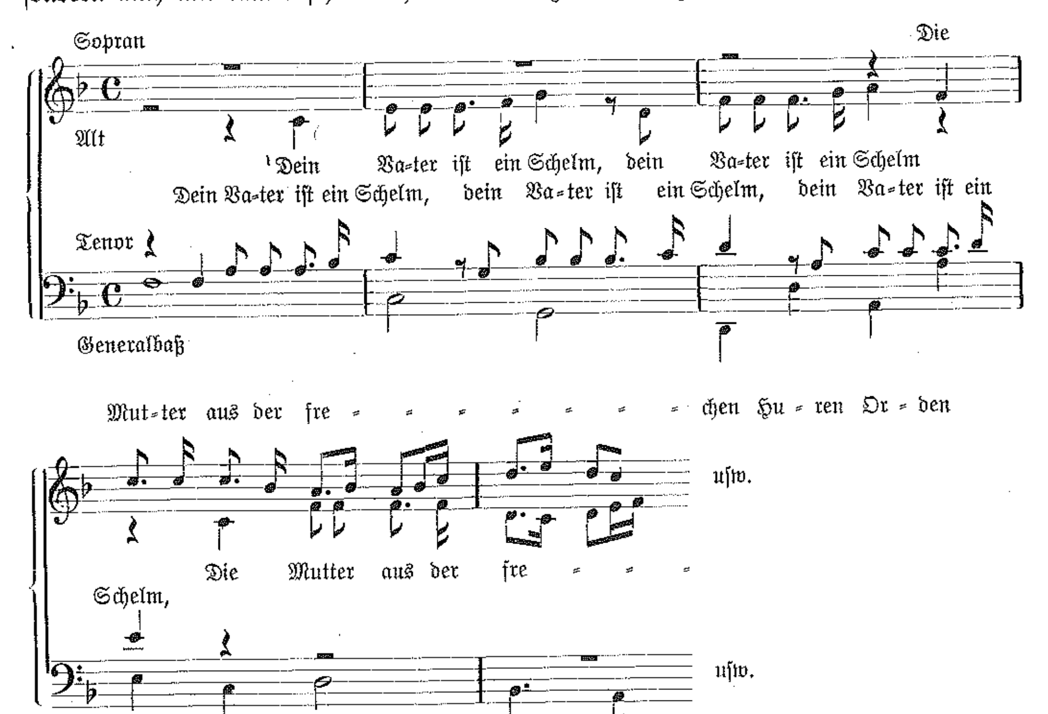
Aus dem Hohenfurter Liederbuch (15. Jh.)

daß in dem rekatholisierten Böhmen nun zwar eine reiche Begünstigung der Musik, jedoch durchaus der neutral-instrumentalen, stattgefunden hat — mag die Orchestermesse auch allgemein musikgeschichtlich im Zug der Zeit gelegen haben, so ist doch diese Instrumentalisierung des ganzen Landes auffallend (während die Gesangbücher der böhmischen Brüder in die Herrnhutischen übergingen und ein katholischer Organist wie Christof Kriedel in Rumburg 1704 deutsche geistliche Solokonzerte von beinahe protestantischer Haltung schrieb, die in Bautzen gedruckt worden sind). Als 1770 der Engländer Charles Burney seine „musikalische Reise" unternahm, erschien ihm ganz Böhmen wie ein einziges Instrumentalkonservatorium, und er rühmte Johann Stamitz aus Deutschbrod, der aus einfachsten Verhältnissen als ein Originalgenie und „Shakespeare der Symphonik" hervorgebrochen sei.

Doch Stamitz hatte schon im siebzehnten Jahrhundert einen geigerischen Vorfahren ersten Ranges gehabt: Heinrich Ignaz Franz Biber (geb. 1644 zu Wartenberg); an den geistlichen Höfen zu Kremsier und Olmütz wirkte er, der vermutlich ein Schüler des Wiener Geigenmeisters Heinr. Schmeltzer gewesen ist, und kam 1670 nach Salzburg, wo er zum Hofkapellmeister aufstieg und als „Edler v. Bibern" 1704 starb — berühmt als Messensetzer wir vor allem durch kühn virtuose Solosonaten, z. T. programmatischer Art —, so hat er das ganze Marienleben in fünfzehn Instrumentalgemälden darzustellen versucht, aber auch eine heitere Nachtwächterserenade von ihm hat sich erhalten. Seine Besonderheit war das Spiel auf der „umgestimmten" Geige, seine Bogenstricharten waren vielfältig, und er kletterte gern in die höchsten Lagen. Man sehe etwa dies Beispiel, womit er seine 2. Solosonate von 1681 beginnt:



Doch ist noch ein großer sudetendeutscher Musiker seiner Generation zu nennen, der sich jener „Instrumentalisierung" hat als Protestant entziehen können, da er aus dem (als voigtländisches Lehen) allein evangelisch gebliebenen Asch im Erzgebirge stammte: der nachmals als Leipziger Thomaskantor hochgefeierte Sebastian Knüpfer. Als er getauft werden sollte, mußte die Amme das Kind aus Furcht vor nahenden Kroatenhorden in einem Körbchen versteckt zu der Handlung tragen, die in einem Keller heimlich vor sich ging. Knüpfer hat ausgezeichnete Kirchenkantaten geschrieben, fesselt aber vor allem durch die in ihrer Zeit alleinstehenden deutschen Madrigale (1663), die lange verschollen waren, bis ich sie in Zürich wiederfand. Da gibt er nicht nur allerlei heitere, sondern auch mit dämonischen Lichtern überblitzte Stücke, z. B. dies bitterböse:
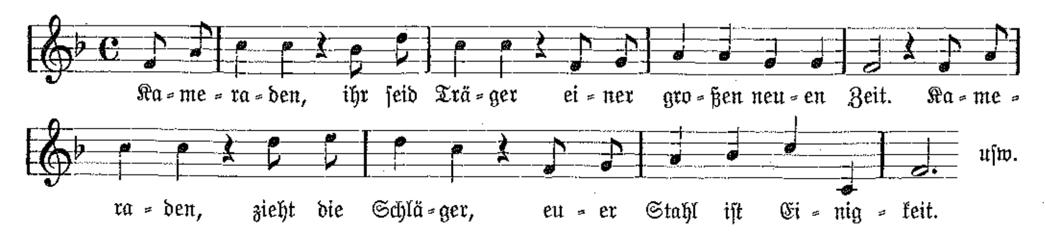


Diese Meister Biber und Knüpfer gehören zu jenen, die der Haus- und Gemeinschaftsmusik heutiger Jugend wieder viel zu sagen haben, da ihr gebundener und haltungshafter Stil manches von dem bereits mit Sicherheit aufweist, was jetzt wieder mit Ernst umrungen wird. So hat es Sinn, wenn wir (da die sudetendeutschen Musiker des 18. und 19. Jahrhunderts eingangs schon genannt wurden) hier aus dem Mittelbarock zu dem Schaffen des jetzigen Sudetendeutschland überspringen. Karlsbad, Eger, Teplitz-Schönau, Brünn, Reichenberg sind heute — fern von dem Internationalismus Prags — wieder erhebliche Musikpflegestätten deutscher Art. Hat doch sogar das kleine Warnsdorf vor etwas mehr als hundert Jahren als überhaupt zweite Stadt Beethovens „Missa solemnis" dank trefflicher Berufs- und Laienmusikerschaft zum Erklingen gebracht!

Vielfältig sind die jetzigen Richtungen. Da stammt aus Mährisch-Trübau ein Führer der Jugendmusikbewegung, Walter Hensel, und von einem kleinen Jagdhaus dort herum, Finkenstein, hat seine erste Singwoche, sein volkstümlichstes Liederbuch, sein Bund von Gleichgesinnten den Namen bezogen; sein Lied mit dem sudetendeutschen Dichter Ernst Leibl „Wir heben unsre Hände" kann als der Hymnus alles nationalen Leidens in diesem deutschen Volksstamm gelten. Als äußerster Gegensatz dazu etwa Fidelio Finke,

der 1891 zu Josephstadt geborene Direktor der Prager deutschen Musikakademie, dessen Kammermusikwerke zeitweilig ziemlich weit auf artistische Experimente hin sich vorwagten, der aber z. B. mit der Fantasie und Fuge für Orgel über „Aus tiefer Not“ und anderen neueren Großwerken auch wieder den Zusammenhang mit der völkischen Hauptentwicklung gefunden hat. Ein großer Könner, innerlich, aber oft noch allzu verquält ... Wieder ein gänzlich anderer Typ ist der Reichenberger Edmund Nick, der jetzt in Berlin kapellmeistert — von Hugo Wolf herkommend, hat er sich zu populärer Liebenswürdigkeit vereinfacht, wovon seine Musik zum „kleinen Hofkonzert“ weithin Zeugnis abgelegt hat. Ihm näher in romantischer Weichheit, die aber auch impressionistisch zu flimmern vermag, steht der Brünner Felix Petyrek. Aus Krummau stammt Isidor Stögbauer, der jüngst den sudetendeutschen Franz-Schubert-Preis gewann (Schubert ist trotz der Geburt in Wien stammlich beiderseits in Deutschmähren und Österr.-Schlesien verwurzelt); Theodor Veidl wäre mit Hölderlingesängen zu nennen, der österreichische Schlesier Paul Königer mit einer großzügigen Orchesterfuge und Liedern zur Streicherbegleitung.

Als besonders erfreulich werde am Schluß ein junger Dr. jur. Johs. Bammer in Rumburg erwähnt, der für die sudetendeutsche Jugend Ähnliches bedeutet wie im Reich etwa Hans Baumann — den Sänger der marschierenden Mannschaft. Greift man z. B. nach seinem Heftchen „Zwölf Lieder der Zeit“ (Reichenberg), für dessen Texte ein Arno Nieanders zeichnet, so findet man Stücke von köstlicher Frische, die auch SS. und SA. sich zueigen machen sollten. Etwa dies:



Damit genug der Überschau. Sie zeigt ein nicht immer einheitliches, aber desto reicheres Bild von dem Bruderstamm, der zu uns wollte und nun in unsere Reihen tritt. Wir nehmen die Kommenden freudig in unsere Herzen auf und bieten ihnen die neue größere Heimat; wie es Johs. Bammer in einem seiner Lieder so schön geprägt hat: „Den Riegel zurück, tritt ein, Kamerad, hier gibt es nicht Hausherrn und Gäste; hier steht nicht der Name, hier steht nur die Tat, und hier ist die Treue das beste.“ Abgesprengte, vorpostenhafte wird nun innerdeutsche Kunst, und sie wird damit nichts an ihrer Kraft verlieren.

Prüfet das Leben der besten und fruchtbarsten Menschen und Völker und fragt euch, ob ein Baum, der stolz in die Höhe wachsen soll, des schlechten Wetters und der Stürme entbehren könne: ob Ungunst und Widerstand von außen, ob irgendwelche Arten von Haß, Eifersucht, Eigensinn, Mißtrauen, Härte, Habgier und Gewaltsamkeit nicht zu den begünstigenden Umständen gehören, ohne welche ein großes Wachstum selbst in der Jugend kaum möglich ist.

Nietzsche

Der Drachenstich in Furth im Wald

Von Wolfgang Lange, Kiel

Furth i. W. ist eine kleine Stadt von kaum 6000 Einwohnern, nahe der ehemaligen tschechoslowakischen Grenze im Bayrischen Wald. Über ihre lange und wechselvolle Geschichte unterrichtet die vielseitige und materialreiche „Geschichte der Grenzstadt Furth i. W.“ von Johann Brunner[1]. Das Drachenstichfest — noch heute, wie man sagen darf, das größte Fest der kleinen Stadt und ihrer Umgebung — ist jedem Volkskundler und Germanisten wenigstens dem Namen nach bekannt. Häufig genug ist es in der wissenschaftlichen Literatur genannt[2]; sehr viel seltener ist es ausführlicher behandelt worden, so von Friedrich Panzer, J. Hopfner und Hans Moser. Einen wirklich vollständigen Bericht über das Spiel, der einmal sämtliche Motive zusammenstellt und diese in einen größeren Zusammenhang bringt, gibt es nicht.

Ich bringe daher das Spiel, wie es sich mir in diesem Jahr dargestellt hat, und beschränke mich dabei auf eine Beschreibung derjenigen Motive, die bisher keine Beachtung gefunden haben. Über den Verlauf des Spieles selbst unterrichtet Panzer[3]. Die Darstellung übernahm er wörtlich aus den Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg[4]. Um uns im Verlauf der Untersuchung lästige Wiederholungen zu ersparen und um doch gleich ein Bild unseres Gegenstandes zu haben, gebe ich Panzer[5] zunächst unverändert wieder. Das Spiel geht noch heute so vor sich, wie es der Gewährsmann Panzers vor nahezu hundert Jahren aufgezeichnet hat:

„Das Schauspiel, welches zum Nutzen der Wirte, Bäcker und Metzger noch immer sehr viele Zuseher aus der Umgegend herbeizieht, geht in den ersten Nachmittagsstunden des genannten Tages (Sonntag nach dem Fronleichnamsfest) auf dem großen Stadtplatze vor sich. Die auftretenden Personen: ein Rittersmann zu Pferd, in Harnisch und Blechhaube, umgeben von einer Schar Trabanten, dann eine Königstochter aus unbekanntem Lande, welche zum Zeichen ihres hohen Standes ein Goldkrönlein auf dem Haupte trägt und mit so viel Silbergeschnür und Schaumünzen behängt ist, als man nur immer auftreiben kann. Eine Ehrendame, die Nachtreterin genannt, begleitet die Prinzessin. Letztere nimmt auf einer erhabenen Bühne Platz, und ihr gegenüber stellt sich in einiger Entfernung der Drache auf, ein greuliches Monstrum, dicken, ungestalten Leibes, freilich nur ein Holzgerippe mit bemalter Leinwand überzogen und von zwei im Innern verborgenen Männern bewegt. Ein dichtes Gewühl sammelt sich jedesmal um diese abenteuerliche Erscheinung, und dann macht sich der Drache bisweilen den Jux, mit weit aufgesperrtem Rachen unter die Menge zu rennen, die eiligst zurückweicht, und dann in den possierlichsten Lagen übereinanderpurzelt. Der Hauptspaß aber ist, wenn es dem Ungetüm gelingt, eine Böhmin aus dem Haufen herauszupacken und ihr mit den Zähnen die breite Tellerhaube vom Kopf zu reißen. Dieser Coup erregt unausbleiblich ein echt homerisches Gelächter, aus tausend Kehlen erschallend[6]. Inzwischen sprengt der Ritter zur Prinzessin heran und es entspinnt sich zwischen beiden nachfolgender Dialog in altväterischen Knittelversen:

---

[1] Furth i. W. 1932. Vgl. dort zum Drachenstich S. 214 ff. und vor allem S. 257 ff., woselbst auch weitere Literatur zum Drachenstich angegeben ist.
[2] Vgl. weiter unten den Literaturbericht.
[3] Bayerische Sagen und Bräuche (Beitr. z. dtsch. Mythol.), Bd. I, München 1848, S. 107 ff.
[4] Adalbert Müller, Beiträge zur Geschichte und Topographie der alten Grenzstadt Furth im Walde, a. a. O., Bd. X (1846).
[5] a. a. O., S. 107 ff., den Text gebe ich in heutiger Orthographie.
[6] Dieses Moment fehlt heute natürlich, da „Böhmen“ (Sudetendeutsche) heute nicht mehr in so großer Zahl wie ehedem kommen können. (Vor dem 1. Oktober 1938 geschrieben.)

Ritter:

‚Grüß Gott, grüß Gott, ihr königliche Tochter mein!
Was macht ihr hier auf diesem harten Stein?
Mich dünkt's, ihr seid ganz trauervoll.
Die Sach, die Sach steht nicht gar wohl.‘

Prinzessin:

‚Ach, edler, treuer Rittersmann!
Mein' Not und Treu' zeig ich euch an,
ich wart' dahier auf Drachengreu'l,
er wird mich schlucken in schneller Eil.‘

Ritter:

‚Schadt nicht, schadt nicht, seid wohlgemut!
Die Sach, die Sach wird b'währt und gut.
Rufet zu mir und betet zu Gott,
er wird uns helfen aus aller Not.‘

Prinzessin:

‚Ach, edler, treuer Rittersheld,
flieht weit hinweg, flieht weit ins Feld!
sonst müßt ihr Euer ritterliches Leben
mit mir bis in den Tod aufgeben.‘

Ritter:

‚Ich als starker Rittersmann?
Das grausam Tier macht mir nicht bang;
mit meinem Degen und Rittershand
will ich ihn räumen aus dem Land.‘

Prinzessin:

‚Seht, seht, ihr Ritter und Herr!
Das grausam Tier tritt schon daher.‘

Während dieser Worte rückt der Drache gegen die Bühne vor und stellt sich an, als wolle er die Prinzessin verschlingen; doch der kühne Ritter sprengt ihm entgegen und bohrt seine Lanze tief in den Rachen des Ungeheuers (Abb. 1). Bei diesem Manöver muß aber derjenige, welcher die Stelle des Ritters spielt (immer ein junger Bürgersohn), sich wohl in acht nehmen, daß er die in der Gaumenhöhlung verborgene Blase trifft.

Das Volk will heute Blut sehen, sei es auch nur unschuldiges Ochsenblut, und wenn der Held des Tages fehlsticht, so überschüttet ihn ein Hagel von Spottreden. Ist der Lanzenstoß glücklich beigebracht, so zieht der Ritter sein Schwert und haut den Drachen ein paarmal über den Schädel; dann macht er ihm mit einem Pistolenschuß vollends den Garaus. Nachdem er auf diese Weise das Scheusal unschädlich gemacht hat, kehrt er zu der Prinzessin zurück und ruft siegesfroh aus:

‚Freud, Freud, Ihr königliche Tochter mein!
Jetzt könnt Ihr frisch und fröhlich sein;
dem Drachen hab ich geben seinen Rest,
weil er die Stadt hat lang gepreßt.‘



Abb. 1. Der Drachenstich
Aufn.: Wagner, Furth i. W.

Die Prinzessin dankt ihm mit den Worten:

‚Ach, edler, treuer Rittersheld!
Weil er den Drachen hat angefällt
zu seinem Degen und Ritterglanz
verehr ich ihm ein' schön' Ehrenkranz.‘

Hiermit steigt sie von der Bühne herab und spricht, indem sie dem Ritter den Kranz um den Arm bindet, die Schlußworte:

‚Der Herr Vater und Frau Mutter werden kommen sogleich
und werden uns geben das halbe Königreich.‘

Die Trabanten nehmen jetzt den Ritter und die Prinzessin in die Mitte und geleiten sie in die Herberge zum Rittertanze. Auch die Zuschauer zerstreuen sich in die Schenken, und das Fest endet, wie die Volksfeste immer, mit einem allgemeinen Trinkgelage.“

Soweit Panzer. Mit einer Vermutung, die seitdem von Panzer und allen ihm Folgenden ständig unbesehen weitergereicht wurde, leitet der Gewährsmann Panzers seinen Bericht ein: der Drachenstich „verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich einer jener alten Lindwurmsagen, die ehedem fast bei allen Gebirgsländern unter dem Volke verbreitet waren“[7].

A. Raßmann, Die Deutsche Heldensage und ihre Heimat, 2. Aufl. Hannover 1863, Bd. I, S. 413, schrieb vom Drachenstichspiel, daß es „vermutlich zum Andenken (!) an Sigfrid's Befreiung Chriemhildens vom Drachen begangen wird“. Beispiele dafür, wie

[7] Panzer, a. a. O., I, 107.

24*

das Spiel als Dramatisierung eines epischen Berichtes aufgefaßt wird, ließen sich noch viele anführen.

Otto Höfler[8] hat inzwischen an einer außerordentlich motivreichen und weitverbreiteten Sagengruppe, der vom Wilden Heer, den Vorrang kultisch-dramatischer Darstellung vor der epischen Erzählung nachweisen können. Sollte etwas Ähnliches auch für die Drachenkampfsagen, die bekanntlich ebensoweit verbreitet sind und fast ebenso zahlreich sind, möglich sein? Ich hoffe in Bälde eine ausführliche Untersuchung dieser Frage vorlegen zu können.

Die Geschichte des Drachenstichs in Furth haben vor allem J. Hopfner[9], H. Moser[10] und J. Brunner[11] eingehend behandelt. Die frühesten Aktenbelege für das Spiel stammen erst aus dem 17. Jahrhundert, da alle früheren Akten in Kriegswirren Opfer der Flammen wurden. Die seit dieser Zeit ziemlich lückenlose Geschichte des Spieles besteht im wesentlichen aus einer Reihe von Verboten von seiten der Kirche und der Regierung und einer ebenso langen Reihe von Anträgen seitens der Stadtverwaltung, das Spiel wieder abhalten zu dürfen. Wir ersparen uns die Wiedergabe der Streitigkeiten und greifen statt dessen nur einige besonders instruktive Szenen heraus.

Mit einer Entschließung vom Jahre 1845 verbot das Landgericht die Abhaltung des Spieles, weil ein Unfall dabei zu verzeichnen gewesen war und weil, wie es in der Begründung hieß, „überhaupt aber öffentliche Umzüge und Spektakelstücke dieser Art als einer früheren Zeit angehörend in der gegenwärtigen Zeit einen passenden Gegenstand für Volksbelustigungen, selbst beim Vorhandensein geeigneter polizeilicher Vorsichtsmaßregeln, nicht mehr bilden können, und zwar um so weniger, weil sie offenbar schlechterdings nicht vorteilhaft, sondern vielmehr nachteilig auf die Volksbildung (!) wirken müssen"[12]. Wirkt diese „aufgeklärte" Stellungnahme einem alten Volksbrauch gegenüber für uns heute schon an sich seltsam und betrüblich, so erschrecken wir geradezu, wenn wir sehen, daß die Argumentation der Regierungsstellen vollkommen konform geht mit dem radikal ablehnenden Urteil des aufgeklärten Juden Georg L. Weisel, der sich über Volksspiele und besonders über das Further Spiel gut anderthalb Jahrzehnte früher ausließ. Er schimpfte geradezu über „die traditionellen Dummheiten, sittenlosen Spiele und barbarischen Feste, die man als Nationalheiligtümer nicht anzutasten wage". Ferner bemängelte er die „abgeschmackten herkömmlichen Volksbelustigungen, welche mehr zur Verdummung als zur sittlichen Hebung des Volkes beitragen"[13].

Trotz dieser Diffamierung seitens aufgeklärter Geister und trotz mehrfacher Verbote verstand man immer wieder, das Recht zur Abhaltung des Spieles zu erlangen. Die bisherigen Berichterstatter — auch die Stadtverwaltung tat es des öfteren — wiesen stets auf den wirtschaftlichen Verlust hin, den Furth erlitten hätte, wenn das Spiel und damit der Zustrom Fremder unterblieben wäre. Daß in diesem wirtschaftlichen Moment nicht der letzte Beweggrund für den ständigen und oft erbitterten Kampf um den Drachenstich zu sehen ist, daß es den Furthern beim Kampf für ihr Fest um mehr ging als um die Erhaltung einer Einnahmequelle, beweist ein anderes Ereignis: Bis zum Jahre 1878 fand das Drachenstichfest in Verbindung mit der Fronleichnamsprozession statt, ja, der Ritter und die Ritterin nahmen sogar in ihren Kostümen am kirchlichen Hochamte teil (!). Wie ich dieses Jahr in Erfahrung brachte, waren sogar für alle Mitspieler, nach anderen nur für die „Ritterschaft", also für den Ritter, die Prinzessin und die Nachtreterin, Chorstühle reserviert. Diese Gepflogenheit erachtete der damalige Pfarrherr als unpassend. „1878 nun ersuchte der Pfarrherr, diese Komödie wolle künftighin unterbleiben, und der sogenannte Drachenstich, wenn er gleichwohl geschehen solle, könne ja an diesem Sonntage nachmittags vorgenommen werden. Das brachte Aufregung und Aufruhr in die Bürgerschaft; sie wollte sich den alten Brauch nicht nehmen lassen, und der Drachenstichzug stellte sich wie sonst auf, um dann in die Fronleichnamsprozession einzurücken. Als dies geschehen sollte, kehrte die Geistlichkeit mit dem Traghimmel wieder in die Kirche zurück, und es wird noch erzählt, sie hätte sich dort eingesperrt, während die erregte Menge am Pfarrhofe alle Fenster einwarf und der Ritter aus Spott hinterrücks gegen das Gebäude anritt. Eine Abordnung erklärte dem geistlichen Herrn gegenüber, daß sie lieber vom Glauben abfallen wollten, als die alte Gewohnheit lassen, worauf der Pfarrherr kurz und bündig antwortete: ‚Sie mögen es nur tun und dann ihren Drachen anbeten!'[14]" Diese Worte scheinen übertrieben und sind vielleicht nicht so gesprochen worden, wie sie uns Hopfner überliefert. Allein die Tatsache, daß eine fast rein katholische Gemeinde es zu einem derart offenen Bruch mit ihrem Pfarrherrn und der Kirche kommen läßt, zeigt, daß es hier um mehr geht als um wirtschaftlichen Gewinn oder Verlust. Ich konnte in diesem Jahre feststellen, daß die Erinnerung an dieses Ereignis noch überaus lebendig ist, und daß die ältesten Leute mit sichtlichem Stolz und einer gewissen Freude noch heute davon berichten.

[8] Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt a. M. 1934, I passim.
[9] Geschichte des Drachenstichs in Furth i. W. in Der Bayerwald, XXIV. Jahrgang, S. 49ff. und Drachenstichfestzeitung, Furth i. W. 1925.
[10] Der Drachenkampf in Umzügen und Spielen in Bayerischer Heimatschutz, Jahrgang XXX, S. 45ff.
[11] J. Brunner, a. a. O., S. 257ff.
[12] J. Hopfner, Bayerwald XXIV, S. 51.
[13] Nach H. Moser, a. a. O., S. 47.

[14] Hopfner, a. a. O., S. 52.



Abb. 2. Drachenkopf am Hause der Ritterin
Eigene Aufnahme



Abb. 3. Wagen des schwarzen Heeres mit Galgen
Eigene Aufnahme

Das Verdienst des letzten Berichterstatters, dessen wir hier Erwähnung zu tun haben, ist ein zweifaches: einmal hat Moser das Further Drachenstichspiel in den großen Rahmen der europäischen Georgsspiele gestellt, die er namentlich in Westeuropa und Deutschland in großer Zahl nachweisen konnte, zum andern aber deutete er erneut — sich auf L. Weiser berufend — an, daß das Drachenstichspiel vielleicht in das germanische Altertum zurückreiche, daß ihm der Charakter eines Kultspieles zukomme und daß dieses Spiel mit der Initiation in den Männerbund etwas zu tun haben könne.

Eine gründliche Beschreibung des gesamten Festtages — nicht, wie seit Panzer, nur des eigentlichen Spiels — wird eine ganze Reihe von Motiven zur Kenntnis bringen, deren hohes Alter und deren Bedeutung für den urtümlichen Kult dem Kenner des germanischen Altertums vertraut sind.

Bereits am Vorabend des großen Tages ereignet sich allerlei, was für die Kenntnis des gesamten Brauches von Wichtigkeit ist. Der Drache, von zwei in seinem Innern verborgenen Männern bewegt, zieht durch die Stadt, begleitet von einer großen Kinderschar. Dieser Drache hat das Heischerecht. Man sagt dort: „Der Drach bettelt sich zum Markt.“ Vor allem werden die Wirtshäuser aufgesucht, wo die Männer aus dem Drachen vom Wirte Gaben bekommen. Moser berichtet, daß im Drachen „gewöhnlich der Totengräber“[15] gesteckt habe (nach einem mit Sch. gezeichneten Aufsatz im Vaterländischen Magazin, München, 1840, S. 353 f.). Während dieses Heischeumzuges wird am Hause der Ritterin über dem Hauseingang ein Drachenkopf angebracht (Abb. 2). Die Anbringung dieses Ungeheuerkopfes ist heute kein feierlicher Akt, auch fällt diese Handlung keinem bestimmten Menschen oder einer Körperschaft zu. Wie es früher gehandhabt wurde, war nicht mehr zu erfahren. Bei Einbruch der Dunkelheit ziehen die Stadtmusiker vor das Haus des Ritters, und die „Hofrechte der Ritterschaft“ beginnen. Hier wird ein Ständchen gebracht, darauf ziehen die Musiker zur Ritterin und zur „Nachritterin“ (Panzers „Nachtreterin“. In diese Bezeichnung — den Furthern ist „Nachritterin“ viel geläufiger als „Nachtreterin“ — hoffen wir weiter unten einiges Licht zu bringen) und bringen ebenfalls ein Ständchen. Nach den Erzählungen des alten J. Dimpfl, eines der ältesten der noch lebenden „Ritter“, war früher die Reihenfolge umgekehrt. Der Ritter bekam als letzter sein Ständchen, holte dann die Ritterin und die Nachritterin ab, und alle saßen zusammen mit der Musik im Gasthaus, wo der Ritter die Anwesenden bewirtete. Trabanten des Ritters sollen früher durch die Stadt gelaufen sein, wobei sie überall als Einladung ihren Spruch vorbrachten: „Seid eingeladen zur Ritterschaft die ganze Nacht.“ Die Erinnerungen, ob dieses offenbar festliche Gelage schon am Samstag oder erst am Sonntag nach glücklich vollbrachtem Drachenstich vor sich gegangen ist, gingen auseinander, doch scheint mir letzteres wahrscheinlicher. Nach einem mit W. gezeichneten Aufsatz in der Drachenstichfestzeitung 1925 fand das Gelage sowie die vorhergehende Einladung erst am Abend nach dem siegreichen Kampfe statt.

Der Samstag findet heute seinen Abschluß mit einem großen Volksfest auf der Festwiese und in der Festhalle. Im Rahmen dieses Festes tritt ein „Zirkus“ auf, in dem ein Narr und einige Männer, die Pferdeattrappen umgeschnallt haben, mit ihren traditionellen Späßen den Hauptanteil am Programm haben.

Das ganze Fest findet heute — wie jedes Jahr seit jenem Streit mit der Kirche, über den wir berichteten — ohne jede Beteiligung der Kirche statt. Nach dem „Festspiel“, einem wenig bedeutenden Ritterdrama, über dessen Entwicklung wir am Schluß einiges berichten, ordnet sich der Festzug, der durch die Hauptstraßen der Stadt zum Marktplatz zieht, wo der „Althistorische Drachenstich“ vor sich gehen soll. Dieser Festzug gliedert sich in zwei Abteilungen, deren erste auf Wagen Gruppen aus dem Drachenstich darstellt,

[15] a. a. O., S. 46. Das trifft heute freilich nicht mehr zu, zeigt aber, daß früher die einzelnen Funktionen des Spiels vielleicht an ganz bestimmte Leute gebunden waren.

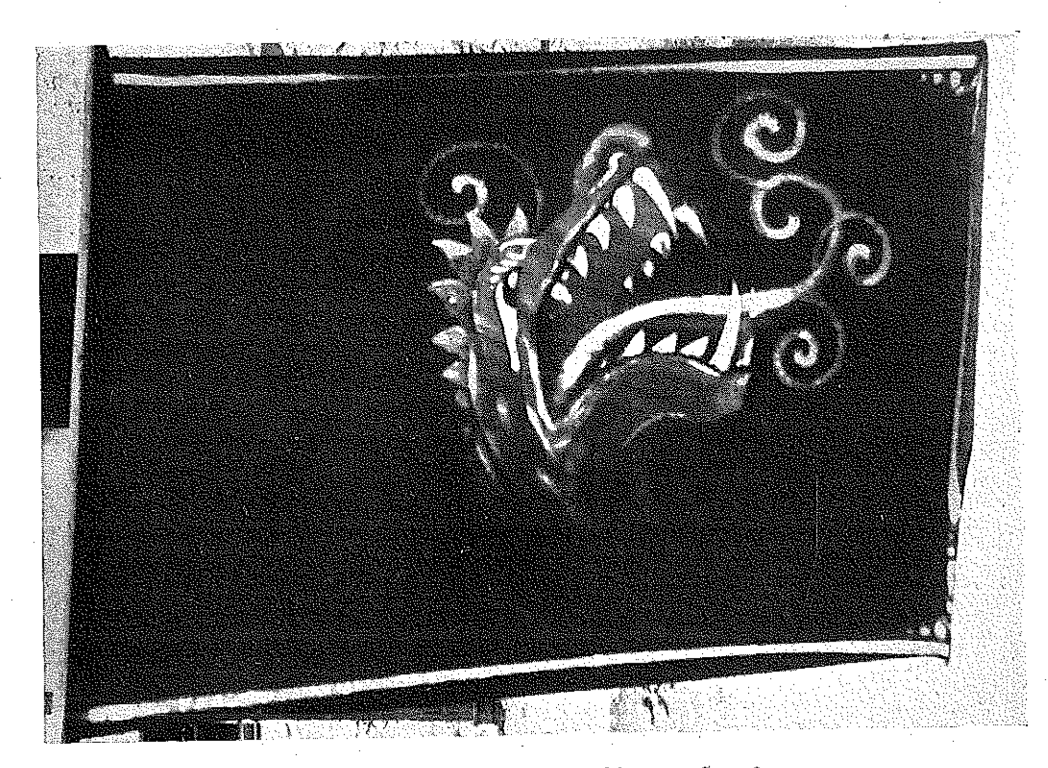


Abb. 4. Die Drachenfahne des schwarzen Heeres
Eigene Aufnahme

während die zweite Ereignisse sagenhafter und historischer Art aus der Stadtgeschichte vorführt. Wichtig ist in unserem Zusammenhang nur die erste Gruppe.

Diese wird angeführt von drei Männern, die aus dem Gefolge des „schwarzen Ritters“ sind und eine schwarze Drachenfahne tragen (Abb. 4). Diese Drachenfahne ist das Symbol des ganzen schwarzen Heeres, das auf dem ersten Wagen fährt. Der Führer dieses Heeres sitzt auf einem thronartigen Sitz unter einem Drachenwappen (Abb. 3). Der Wagen ist an den Längsseiten mit einem Drachenornament geschmückt (Abb. 5). Auf dem Wagen befindet sich ein Galgen, an dem während des Umzuges ein Mann hängt. Dem Wagen des schwarzen Ritters folgt der weiße Ritter zu Pferde mit seinem Gefolge. Da in der Literatur bisher kein Wort vom schwarzen und weißen Heer erwähnt wurde, war ich zunächst geneigt, anzunehmen, daß diese Gruppen dem Festspiel, das erst seit 1920 existiert, ihr Dasein verdanken, denn in diesem Festspiel sind die Führer dieser beiden Gruppen die Antagonisten. Allein mehrfache Erkundigungen bestätigten mir, daß diese Gruppen älter seien als das Festspiel. Dem weißen Ritter folgt der Wagen mit der Ritterin und ihrem Gefolge.

In der Tat scheinen schon im Festzug einige Motive für ein hohes Alter des gesamten Brauches zu sprechen. Da ist einmal der Gehängte, der uns einen Zusammenhang mit der wesentlichen Funktion Wodans als hangaguþ oder hangatyr vermuten läßt. (Zum Weihecharakter des Hängeritus vgl. O. Höfler, a. a. O., S. 203.) Der Einwand, diese Hängeszene auf dem Wagen sei lediglich die Darstellung eines Wortes aus dem Festspiel, wo vom schwarzen Ritter zur Schilderung seiner Grausamkeit berichtet wird, er habe zwei vermeintliche Wilderer hängen lassen, erledigt sich von selbst durch die Feststellung, daß die schwarze Gruppe und der Gehängte älter sind als das Festspiel.

Die Teilung in eine schwarze und eine weiße Gruppe scheint ebenfalls alt zu sein. Be-

reits der Münchener Nachtsegen spricht von zwei solchen Gruppen (vgl. Zs. f. d. Altertum, Bd. 41, S. 337). Mit dieser Nebeneinanderstellung der beiden Tatsachen ist natürlich noch kein innerer Zusammenhang behauptet oder gar bewiesen. Wichtig ist bei diesen Gruppen vor allem, daß „weiß" und „schwarz" nicht moralische Wertungen ausdrücken. Anders heute im Further Festspiel: der schwarze Ritter ist der Böse schlechthin. Die beiden Heeresgruppen erscheinen heute übrigens nicht mehr schwarz und weiß gekleidet; nur ihre Führer tragen noch die genannten Farben. Diese Änderung hat man aber erst in diesem Jahre vorgenommen um des „farblichen Effektes" willen. Das Bild des Festspiels sollte dadurch auf dem grünen Hintergrund der Naturbühne farbenfroher und lebendiger werden.

Dem weißen Ritter, dem Helden des Drachenstichs, folgt auf einem Wagen die Ritterin mit ihrem Gefolge. Früher ist dieses Gefolge beträchtlich größer gewesen. Eine der Gefolgsdamen der Ritterin — nur sie gehört bedeutsamerweise außer dem Ritter und der Ritterin zur sogenannten Ritterschaft — heißt, wie Panzer (a. a. O., S. 107) berichtet hat, die Nachtreterin. Diese Gestalt hat im Spiel lediglich die Funktion, auf einem Kissen den Kranz zu tragen, den die Ritterin dem siegreichen Helden am Ende des Spiels um den Arm bindet. Der Name Nachtreterin macht einige Schwierigkeit, denn diese Gestalt ritt ursprünglich mit der Herrin, heute fährt sie mit ihr auf dem Festwagen. Zudem wäre für die Funktion des Nachschreitens der Ausdruck Nach„treterin" im Volksmund recht ungewöhnlich. In Furth heißt diese Figur außerdem durchweg Nachritterin, ohne daß jemand den Sinn dieser Bezeichnung erklären kann. Die Nachritterin nimmt weder im folgenden Jahre nach der heurigen Ritterin deren Stelle im Spiel ein, noch wäre es zu verstehen, wenn gerade an einer Figur des ehemals reitenden Gefolges der Name Nachritterin haften geblieben wäre. Wie gesagt: nur die Nachritterin gehört, ohne daß das aus ihrer Spielfunktion gerechtfertigt wäre, außer den beiden Hauptpersonen zur Ritterschaft. Sollte diese Tatsache und die Schwierigkeit, die uns ihr Name bereitet, darauf hinweisen, daß wir hier eine sehr alte Gestalt vor uns haben, von der weder Name noch Funktion mehr deutlich sind? Ich möchte diese Figur und vor allem ihren im Volke lebendigen Namen Nachritterin zusammenstellen — ohne den Zusammenhang überzeugend beweisen zu können — mit der ahd. Übersetzung des Begriffes dominae nocturnae in den fränkischen Kapitularien: nahtritâ[16]. Da die Nachtfrauen (nahtfrowa) in deutlicher Nähe zu den gespenstischen weißen Frauen stehen, gewinnt die Tatsache, daß die Nachritterin im Gegensatz zu ihrer Herrin ein weißes Kleid (!) trägt, obwohl sie zum Trauergefolge gehört, erheblich an Bedeutung. In der heutigen „Nachritterin" eine volksetymologische Weiterbildung des nicht mehr verstandenen nahtritâ zu sehen, scheint mir sprachgeschichtlich durchaus möglich und zulässig. Wenn diese Zusammenstellung — die, wie gesagt, nur Vermutung ist — richtig ist, so würde das für unser Spiel bedeuten, daß in ihm eine Gestalt vorhanden ist, deren Name bereits über tausend Jahre alt ist.

Gaben uns die bisher berichteten Motive schon einige Vermutungen über das hohe Alter dieses Brauches an die Hand, so bestärken sich dieselben, wenn wir aus dem schon genannten mit W. gezeichneten Aufsatz die enge Verbindung dieses Brauches mit der wehrhaften Organisation der Stadt erfahren. W. berichtet, daß am Sonntag des Festes das Bürgermilitär die Stadtwache bezog. Dieses Bürgermilitär scheint die direkte Fortsetzung der 1771 aufgelösten „Further Grenzfahne", der ersten bayrischen Landwehrorganisation, zu sein (über die „Grenzfahne" vgl. Brunner, a. a. O., S. 36 ff.). Ob

[16] Vgl. Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Leipzig 1936, S. 519. Ferner Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VI, Sp. 793 ff. Das i in -ritterin macht, obwohl man zunächst ei erwarten würde, keine Schwierigkeiten. Es verfällt als kurzer, nebentoniger Vokal nicht der Diphthongierung.



Abb. 5. Das Drachenornament am Wagen des schwarzen Ritters
Eigene Aufnahme

die spätere „Ritterschaft" des Drachenspiels — nur Söhne alter Further Familien waren „ritter"fähig — zusammenhängt mit der Abteilung von 50 Reitern in der „Grenzlandfahne", wage ich nur zu vermuten, da hierüber historische Zeugnisse fehlen.

Das Bild, das W. in dem genannten Aufsatz von dem Brauch zeichnet, muß das Spiel vor 1878 wiedergeben, denn er berichtet noch von der Teilnahme an der Prozession, am Hochamt, und von dem Brauch, daß die Ritterschaft nach siegreichem Drachenkampf in die Kirche zog, „um Gott für den glücklichen Verlauf" zu danken. Überdies nennt aber dieser Aufsatz noch einige Motive, die bisher nie beachtet wurden. Nach der Prozession oder, wie wahrscheinlicher ist, nach dem Kampf — fand ein Mahl der Ritterschaft statt. Obwohl alle näheren Beschreibungen dieses Gelages fehlen, dürfte es erlaubt sein, eine Notiz aus A. Dörrers[17] Beschreibung des Bozener Fronleichnamsspieles unserm Gelagebrauch an die Seite zu stellen. Der genannte Forscher berichtet, daß die Stadt den Darstellern ein „Rittermahl" (!) gab und ferner: „Die Darsteller des Georg und der Margaret galten bei jenem Festabend als ein Brautpaar." (!) In Furth heißen die Darsteller freilich nicht Georg und Margaret — auch heißt der Ritter nicht, wie Panzer schrieb, Siegfried — doch entsprechen die Bozener und die Further Gruppe einander offenbar. Gibt es in Furth nun auch noch Motive, die auf die Vorstellung einer — offenbar kultischen — Hochzeit schließen lassen? Wir glauben die Frage bejahen zu müssen, wenn anders wir den folgenden Brauch, den ebenfalls W. berichtet, richtig verstehen. Die Ritterin trug, sobald das Drachenstich-Drama begann, d. h. sobald sie auf ihrem „harten Stein" stand (wie es im Spiel heißt), eine Zitrone in der Hand, in der ein

[17] Artikel „Fronleichnamsspiel, Bozener" in Die Deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, hrsg. von W. Stammler, Bd. I (1933), Sp. 719.

Rosmarinzweig steckte. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (VII, Sp. 787) unterrichtet uns folgendermaßen: „Der Rosmarin wird fast überall im deutschen Sprachgebiet ähnlich wie Myrte und Zitrone im Hochzeitskult verwendet." Ferner „dienen seine (des Rosmarins) Zweige auch als Lebensrute" (ebenda, Sp. 789).

Bevor wir noch einmal einen Blick auf die bisher gegebenen Interpretationen der Drachenstichspiele und -sagen werfen, erwähnen wir vorher noch kurz einen Brauch, dessen rechtes Verständnis zu der folgenden Erörterung Voraussetzung ist. Wenn der Drache gestochen worden ist — d. h. wenn der Ritter beim ersten Anritt die im Rachen des Drachen verborgene Blutblase getroffen und zum Platzen gebracht hat —, stürzten sich früher die Zuschauer auf das an die Erde geflossene Blut und versuchten, ein wenig davon in weißen Tüchern aufzufangen, um es zu Hause entweder in die Felder zu legen und damit das Wachstum zu fördern oder es als Allheilmittel gegen Krankheiten aufzubewahren. Heute tut das niemand mehr; man behauptet sogar, nur die „Böhmen" — gemeint sind die Sudetendeutschen — hätten solches getan. Bei näheren Erkundigungen erfährt man jedoch, auch Further hätten zu Beginn dieses Jahrhunderts diesen Brauch noch geübt, aber freilich wird sofort hinzugefügt, nur „zum Spaß" oder um die „abergläubischen Böhmen zu verspotten" sei das geschehen. Dessenungeachtet kennt heute noch in Furth jedes Kind den Spruch:

„Drachenblout is för alles gout!"

Während Müller, nach ihm Panzer lediglich feststellten: „Das Volk will heute Blut sehen, sei es auch nur unschuldiges Ochsenblut"[18], — daß diese Bemerkung nicht allzu tiefdringend und verständnisvoll ist, wird jeder zugeben, — sah fast als einziger Frazer tiefer, indem er bemerkte, „that the slaying of the Dragon at Furth was not a mere popular spectacle, but a magical rite designed to fertilise the fields" (The Golden Bough, 3. Aufl., II 164).

Aber es kann noch mehr gesehen werden als nur dieses. Wer einmal dabeigestanden hat, wenn der Ritter im vollen Galopp anritt, wer einmal die ungeheure Spannung miterlebt hat, die alle Zuschauer — auch den aufgeklärten Großstädter! — beseelt, wer auch mit um die Frage gebangt hat: wird der Ritter es schaffen oder nicht? — der weiß, daß es in diesem Ritt gegen das Ungeheuer um weit mehr geht als um die sicher nicht leichte Geschicklichkeitsprobe eines jungen Mannes. Jeder spürt, daß hier im eigensten Sinne des Wortes „etwas auf dem Spiele steht". Und was in diesem Kampf, dessen realen Charakter man bisher nie gesehen und verstanden hat, auf dem Spiele steht, ist nicht nur das Leben der Jungfrau, sondern auch das Heil der Stadt, das Heil der Gemeinschaft, die hier in einem dramatischen Akt das Heil durch das Beste ihrer Glieder dem Ungeheuer abringen läßt. Nicht umsonst verkündet der Sieger am Schluß des Spieles der Jungfrau, daß er den Drachen besiegt habe, weil dieser „die Stadt hat lang gepreßt". Daß auch heute noch ein Gefühl dafür da ist, um ein wie hohes Gut es im Grunde bei diesem Kampfe geht, zeigen folgende Beispiele: Ein Ritter, der vor wenigen Jahren den Drachen beim ersten Anritt verfehlte, soll den ganzen Tag über die Schande geweint haben! Von bereits ergrauten Rittern berichtet man sich noch heute, ob sie erfolgreich waren oder nicht. Die Schande, den Drachen nicht getroffen zu haben, hängt dem Betreffenden sein ganzes Leben lang an.

Was es also in diesem wie in jedem ähnlichen Spiel zu verstehen gilt ist dieses: es handelt sich hier ursprünglich nicht um eine „Volksbelustigung". Im Spiel lediglich eine Volksbelustigung zu sehen, die überdies noch verderblich auf die Volksbildung und auf die Sittlichkeit wirke, das zu behaupten war, wie wir sahen, einer hohen Regierungsstelle und einem Juden vorbehalten. Es handelt sich bei unserm Spiel vielmehr um einen

[18] Panzer, a. a. O., S. 109.

urtümlich-dramatischen Akt, dessen Wirklichkeitsgehalt, dessen Gehalt an Schicksals- und Zukunftsbestimmung und dessen Spannungsreichtum mit ganz anderen Maßstäben gemessen werden muß, als mit denjenigen, die wir von der Betrachtung der Bühnendichtung unserer Theater her gewohnt sind. Es ist meines Erachtens keineswegs übertrieben, dem Further Spiel — jedem ähnlichen natürlich ebenso — einen ursprünglichen Charakter der Heiligkeit zuzuschreiben.

Die Interpretation, die wir zu geben versuchten, ist nur sehr umrißhaft. Sie konnte nicht vollständiger sein, da wir uns sonst zu allgemeingültigeren Sätzen hätten erheben müssen, was unser isolierter Gegenstand nicht wohl zuläßt. Aber für einen Blick auf die bisher versuchten Deutungen des Drachenkampfes sowie für einen Vergleich zwischen diesen und der hier vorgetragenen Auffassung vom kultisch-dramatischen Charakter dieser Art von Spielen dürfte auch unsere Umrißzeichnung schon genügen. Den Drachenkampf in Sage und Spiel hat man, soweit ich sehe, vor allem auf zwei Arten zu deuten versucht. Die erste Auffassung möchte ich die ethisch-moralische nennen. Sie sieht in dem Kampf des Helden gegen den Drachen den Widerstreit zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis, wobei die dunkle Nacht seltsamerweise als moralisch schlecht erscheint! Der reale Kampf oder seine reale Schilderung in der Sage erscheint dann — da der Kampf zwischen Gut und Böse namentlich von kirchlicher Seite naturgemäß ins Innere des Menschen verlegt wird — als bloße Allegorie eines an sich unsichtbaren Vorganges. Die zweite Auffassung kann man als die kosmisch-vegetative bezeichnen. Ihr bedeutet unser Drachenkampf den Widerstreit zwischen Sommer und Winter. Zwar fanden wir auch ein Motiv, das auf ein Frühlingsspiel deutete: die Jungfrau mit der Rosmarin-Lebensrute. Allein es gibt keinen ersichtlichen Grund, im Drachen nur den Winter zu sehen. Zahlreiche andere Frühlingsspiele besitzen für den Winter sehr viel sinnfälligere Figuren.

Den Drachen als den politischen Feind einer Gemeinschaft zu verstehen, ist meines Wissens erst einmal versucht worden, und zwar von St. Wikander in seiner Studie „Der arische Männerbund" (Lund 1938, S. 106 f.). Zu der gleichen Auffassung waren wir bei der Betrachtung unseres Spieles gekommen, nur daß wir über den kultisch-dramatischen Charakter einiges hinzuzufügen hatten. Versteht man den Drachen als den politischen Feind, und zwar nicht als dessen Allegorisierung, sondern als Verleiblichung des Furchtbaren und damit als eine Steigerung in die mythische Sphäre hinein, so findet von hier aus ein Zug seine volle Erklärung. Wäre der Drache das moralische Böse, wie es die vorhin zuerst charakterisierte Auffassung annimmt, so wäre die heilbringende Kraft des Drachenblutes nicht zu verstehen. Den Feind als furchtbar zu erleben, ist gerade einer kampfgewohnten Menschenart durchaus angemessen. Daß aus der Besiegung des Ungeheueren für die siegreiche Gemeinschaft das Heil quillt, ist sodann nicht mehr schwer einzusehen. Wieweit der Drache im germanischen Altertum und im Mittelalter tatsächlich das Furchtbare verkörpert hat, sollen einige wenige Beispiele zeigen, deren ausführliche Behandlung ich der angekündigten Arbeit vorbehalten muß[19]. Bekannt sind die Drachenköpfe der Wikingerschiffe sowie die Drachenfahnen, über die der Berliner Rechtshistoriker Herbert Meyer ausführlich gehandelt hat (Sturmfahne und Standarte, Weimar 1931 [= Zs. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., Bd. LI, germ. Abtlg.], S. 221, 229 f.). Die Normannen trugen, als sie England eroberten, nach Ausweis des Teppichs von Bayeux Schilde mit Drachenbildern. Wer um die Heiligkeit des germanischen Schildes oder der Fahne weiß, wird nicht mehr annehmen, daß der Drache hier oder am Kopf der Wikingerschiffe das Böse dargestellt hätte. Wohl aber

[19] Während der Korrektur hörte ich, daß J. O. Plaßmann in einem Vortrage an den Externsteinen (Juni 1938) das Wort agis gedeutet hat 1. als Drache, 2. als Furcht, Schrecken. Seine Feststellung stützt unsere auf anderem Wege erreichte Einsicht aufs beste.

dürften diese Bilder die Verleiblichung des Furchtbaren sein. Da der Germane den echten und ehrlichen Gegner achtet wie sich selbst, war es möglich, daß das gleiche Symbol sowohl für den Feind gesetzt wurde wie auf den eignen Schild! (Das hier offenbar vorliegende Problem ist mit diesen Sätzen keineswegs gelöst, sondern nur berührt.) Noch aus dem späten Mittelalter besitzen wir ein schönes Zeugnis für unsere These: der schwedische Nationalheld und damalige Reichsverweser Sten Sture gab dem Lübecker Meister Bernt Notke den Auftrag, die Georgsgruppe von Stockholm zur Verherrlichung seines Sieges über die Dänen (!) am Brunckeberg zu schaffen. L. v. Eynern[20] hat in einer schönen Studie diese und norddeutsche Georgsgruppen behandelt. Sie bemerkt zu dem Drachen Notkes (S. 457 f.): „Nicht nur groß mußte das Monstrum sein, auch so furchtbar wie möglich."

Wir wenden uns nun noch einmal dem Further Spiel zu, um an seiner jüngsten literarischen Entwicklung einige Beobachtungen zu machen. Es ist natürlich kein Zufall, daß bei dem Further Spiel der Verfall am Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzt. Während bis dahin der Ritter — früher vielleicht die gesamte Ritterschaft? — das Fest ausrüstete, die Mitspieler, vor allem die Ritterin und seine Gefolgschaft kürte, während bis dahin auch einfach nach der allgemeinen Wertschätzung feststand, wer für die Rolle des Ritters der würdigste sei, übernahm auf Anweisung des Stadtrates der Theaterverein „Concordia" (!) Anfang der neunziger Jahre die Leitung und Ausführung des Spiels. Wenige Jahre später wurde ein eigener „Drachenstichfestausschuß" gebildet. Diese Entwicklung bedeutet doch wohl: während vorher das Spiel aus eigener Kraft und Notwendigkeit einfach da war, mußte es jetzt, um am Leben erhalten zu werden, „organisiert" werden. Erst nachdem das Spiel zu einer Angelegenheit eines Vereins oder einer Verwaltungsstelle geworden war, will sagen, nachdem es den Charakter der Notwendigkeit (im tiefsten Sinne des Wortes!) und damit der Heiligkeit verloren hatte, war es möglich, dem Spiel zahlreiche Zusätze und Ausschmückungen beizufügen, um durch Äußeres den Verlust an innerem Wert wieder auszugleichen. Hatte man sich zunächst mit einem Melodram, dem „Lied und Gebet der Bergmännchen" und einem Epilog begnügt, so wurde 1920, um das Spiel neu zu beleben, ein eigenes Festspiel verfaßt. Über die verschiedenen „Festspiele" (von H. Schmidt, H. Schauwecker, E. Hubrich) unterrichtet Brunner, a. a. O., S. 259 ff. Über den Wert dieser Spiele — auch sie sind ja bis zu einem gewissen Grade Interpretationen des alten Drachenstichs — soll an anderer Stelle gehandelt werden. Wir lassen statt dessen hier die Further selbst urteilen. Als Dr. Schmidt 1920 im Bürgerrat sein „Festspiel" vorgelegt hatte, sollen, so erzählte man mir, die Stadtväter so ergrimmt gewesen sein, daß es zu ernsten Szenen kam und der Verfasser beinah hinausgeworfen wurde. Diese Erzählung mag ebenso wie die vom Kirchenstreit übertrieben sein, doch kennzeichnet sie die noch heute bestehende Situation. Es ist nicht gelungen, den alten Drachenstich und das neue Festspiel zu verschmelzen, im Gegenteil, die Further schätzten das Festspiel nicht. Für sie ist der „althistorische Drachenstich" auf dem Markt nach wie vor das wichtigste.

[20] Norddeutsche Georgsgruppen des beginnenden 16. Jahrhunderts und ihr Vorbild, in Zs. d. Dtsch. Ver. f. Kunstwissenschaft. Bd. II, Heft 7.

Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns – darum lasset uns wacker sein! **Ernst Moritz Arndt**



Tracht aus dem Braunauer Ländchen



In den Tagen der Heimkehr des Sudetengebietes hat man immer wieder von dem Braunauer Ländchen sprechen hören, und wer in der Geschichte Bescheid weiß, wird sich erinnern, daß das Braunauer Land nicht nur im Dreißigjährigen Krieg, sondern auch im Krieg zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 eine Rolle gespielt hat und zum Teil Kriegsschauplatz war.

Auf dem nebenstehenden Bild sieht man „zwee braunsche Maida" in ihrem Sonntagsstaat. Zu einem Rock aus flaschengrünem Wollstoff mit zwei breiten Samtstreifen am unteren Rand wird ein schwarzer Wollspenzer getragen, der eng anliegend in natürlicher Taillenhöhe mit einer Silberschnalle geschlossen wird. Eine grünschwarze, ausgezackte Borte bildet den Randabschluß. Durch einen kurzen Schößel bekommt das Leibchen einen freudigen Schwung. Zu dem flaschengrünen Rock wird ein dunkellila oder ins Weinrot schillerndes Brusttuch mit einer heller lila oder heller grünen, oft ins Rosa spielenden Taftschürze getragen.

Zu festlichen Anlässen trägt man zu dem eben beschriebenen Stoffspenzer einen rostroten Taftrock mit zwei Falbelstreifen aus dem gleichen Stoff und im Sommer oft leichte Kretonne- oder Kattun-Röcke mit mittelgroßem Blumenmuster. Brusttuch und Schürze sind in der Farbe dazu passend.

Die übliche Kopfbedeckung ist ein schwarzes Wolltuch mit buntem Rand. Nur zu großen Festtagen wird eine Haube aus feinem weißen Leinen, die über und über mit kleinen Blümchen und Blättern bunt bestickt ist, aufgesetzt. Eine in feine Falten gelegte und gestärkte Rüsche bildet den Abschluß. Mit einer Seidenschleife in der Farbe des Brusttuches oder der Schürze wird die Haube rückwärts im Nacken gebunden. Neben der silbernen Gürtelschnalle findet man als einzigen Schmuck eine schwere silberne Halskette und oft dazu passende Ohrringe.

Leider wird diese Tracht von den Braunauer Bauern nur noch Sonntags und zu hohen Festlichkeiten getragen, weil sich auch da wie in vielen ländlichen Gegenden die billigen Stadtkleider für die Arbeit auf den Feldern und im Haus den Platz erobert haben.

Eva Willmitzer.

Was wir sind, ist nichts, was wir suchen ist alles.

Hölderlin

Die Bücherwaage

H e l m u t P r e i d e l, **Germanen in Böhmens Frühzeit.** Adam Kraft Verlag, Karlsbad und Leipzig. 62 S., 6 Abbildungen und 16 Bildtafeln.

Preidel hat die gewiß nicht leichte Aufgabe, auf rund 60 Seiten einen Überblick über die Geschichte und Gesittung der Germanen und Slawen in Böhmen zu geben, in schöner Weise gelöst. Der gewissenhaft gearbeitete Überblick zeigt die großen Linien der Entwicklung auf und berücksichtigt auch die Einzelheiten in genügender Form. Die Heranziehung schriftlicher Nachrichten ergänzt den Befund, der sich aus der Untersuchung der Funde ergibt, und rundet das so gewonnene Bild. In Einzelheiten wird man öfters dem Verfasser nicht zustimmen können, doch mindert dies den Wert der großzügigen Übersichtsdarstellung nicht, die alle Vorzüge und Nachteile einer solchen hat. Gut gewählte Abbildungen und Karten sind dem Bildband beigegeben, in dessen weiterer Auflage wir eine stärkere Berücksichtigung der nie unterbrochenen Besiedlung des Sudetengebietes durch Germanen und Deutsche erwarten, die in der Zeit der tschechischen Gewaltherrschaft nicht genügend betont werden konnte.

Gilbert Trathnigg.

H. J. M o s e r, **Tönende Volksaltertümer.** Max Hesses Verlag, Berlin-Schöneberg. 350 S. Gebunden 7,25 RM.

Dies Buch von H. J. Moser ist eine erstmalige und bisher einmalige Arbeit. Moser unternimmt darin den Versuch, die deutsche Volksmusik, wie sie im Volkslied und vor allem im Brauchtum lebt, auf ihre Wurzeln zurückzuführen. Dabei stößt er nicht nur überall auf die germanischen Wurzeln der deutschen Volksmusik; er zeichnet auch ein anschauliches und lebendiges Bild von den Trägern deutschen Brauchtums im weitesten Sinne, wobei nicht nur das Handwerk und das Bauerntum zu ihrem Recht kommen, sondern auch scheinbar abseitige Berufe, wie Hirten, Beerensammler, Flößer und Nachtwächter. Moser erweist sich dabei als ein ausgezeichneter Kenner der germanischen Musik und stellt überall den Gedanken der Kontinuität überzeugend in den Vordergrund. Der zweite Abschnitt stellt die musikalischen Elemente bei den Begehungen des Jahreslaufes dar, auch hier ein bisher noch nie im Zusammenhang behandeltes Gebiet würdigend. Daran schließen sich die volkstümlichen Lieder und Melodien an, die sich auf den Lebenslauf beziehen. — Wir weisen jetzt noch ausdrücklich auf dies bereits 1935 erschienene wertvolle Buch hin, da es bisher noch nicht in seiner wahren Bedeutung gewürdigt zu sein scheint.

Plaßmann.

B a n n i z a v o n B a z a n, **Das deutsche Blut im deutschen Raum.** Alfred Metzner Verlag, Berlin 1937.

Verfasser führt als Ursachen von Bevölkerungsverschiebungen den „Kampf um Glaube und Heimat" und „Beruf, Wirtschaft und Raum" ein und stellt voran den „Bevölkerungswechsel zwischen Stadt und Land". Er bringt zum Teil bemerkenswerte Darstellungen einzelner Wanderungsbewegungen und scheut allenthalben nicht vor Wertungen zurück. Die Möglichkeit dazu gibt ihm seine Betrachtungsweise, die über das Nur-biologische hinausgeht und auch nach seelischen Gründen und geistigen Antrieben fragt. Von seinem Standpunkt aus gewinnt er scharfe Formulierungen für das Verhältnis von Stadt und Land. — Man braucht mit den Einzelzügen des Buches nicht immer einverstanden zu sein; klar ergibt sich aber, daß die Ergebnisse derjenigen Wanderungen, die nicht einer schicksalhaft tiefen inneren Notwendigkeit entspringen, die ihre Heimat nur aufgeben, weil sie sie innerlich schon verloren haben, mehr Gefahr als Gewinn bringen. Verfasser zieht diesen Schluß nicht mit solcher Entschiedenheit, so nahe er liegt, denn zum rassischen Bild eines Volkes oder Stammes gehört ja nicht nur die Erbsubstanz als solche; zur wirklichen Hochwertigkeit gehört vor allem deren tätige und gefühlsmäßige Bejahung, die Treue.

Viel beachtenswerte und oftmals wenig bekannte Einzelheiten machen die Beschäftigung mit dem Buche, das übrigens im ganzen einen Vorstoß bedeutet, anregend und lehrreich.

Hans Bauer.

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrgang, Nr. 29, 10. Oktober 1938. A l f r e d B e r t h o l e t, **Über kultische Motivverschiebungen.** Der Verfasser behandelt grundsätzlich das wichtige Problem der kultischen Motivverschiebungen. Während bekanntlich die kultischen Bräuche genauestens gewahrt werden, wechseln ständig ihre Motivierungen. / W a l t h e r G e h l, **Die germanischen Wurzeln der „Ritterlichkeit".** Die ritterliche Gesinnung, die „auch im ehrenhaften Feinde den anständigen und ebenbürtigen Gegner anerkennt und ihm mit Achtung entgegentritt", ist eine Haltung, die sich bis tief in die germanische Zeit zurückverfolgen läßt und sich gleicherweise bei allen germanischen Stämmen und Völkern in den verschiedensten Geschichtsepochen aufzeigen läßt. Es ist nicht so, daß die Ritterlichkeit in den germanischen Völkern erst „unter dem versittlichenden Einfluß von Antike und Christentum" erwacht wäre. Die altisländischen Zeugnisse über den drengskapr-Geist zeigen einwandfrei, daß wir es vielmehr mit eigenständig germanischen Entwicklungen zu tun haben. Es darf in diesem Zusammenhang noch darauf hingewiesen werden, daß wir auch bei anderen nordisch-indogermanischen Völkern verwandte Haltungen nachweisen können. / **Deutsche Gaue,** 39. Band, 1938, Nr. 751—753. F r a n c k, **Der Stabkalender des Kärntener Heimatmuseums in Klagenfurt.** In den letzten Jahrzehnten wurden in Kärnten zwei Stabkalender gefunden. Der eine mit der Jahreszahl 1685 wurde von Dr. A. Riegl 1891 (Carinthia I, Bd. 81, 13 ff.) veröffentlicht. Der andere wird von dem Herausgeber der „Deutschen Gaue" jetzt erstmals bekanntgemacht. Franck bringt genaue Nachzeichnungen und erklärt die einzelnen Zeichen der Festtage; ferner vergleicht er diesen zweiten kärntischen Stabkalender mit dem von 1685. Seine genaue Untersuchung ist außer für die Erforschung der Stabkalender von großer Bedeutung auch für die Volkskunde und Brauchtumsforschung. So ergibt sich u. a., „daß die Sommer- und die Wintersonnenwende das Volksdenken so beschäftigte, daß beide Wenden eigene Zeichen im Kalender erhielten". Wichtig wäre der Vergleich mit den schwedischen Stabkalendern. / **Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** Jahrg. 16, Heft 1, 1938. H e d w i g R i e h l, **Aus der Werkstatt meines Vaters.** Die Tochter Wilhelm Heinrich Riehls erzählt von der Arbeit ihres Vaters. Am Schluß bemerkt sie: „Es ist eigentlich doch merkwürdig, daß bei der großen Zahl von treuen Schülern und Anhängern Riehls sich keiner gefunden hat, der gleich nach seinem Tode s e i n e i g e n t l i c h e s L e b e n s w e r k: e i n e i n K u l t u r g e s c h i c h t e w u r z e l n d e V o l k s k u n d e, aufgenommen und weiter ausgestaltet hat. Man kann vielleicht sagen, für Deutschland war damals die Zeit noch nicht gekommen. Heute ist sie gekommen." Es darf gesagt werden, daß der Versuch, die volkskundlichen Bestrebungen Riehls fortzuführen, von einzelnen seiner Schüler, z. B. dem verdienten Herausgeber der „Deutschen Gaue", durchaus unternommen wurde, daß sie aber die gebührende Beachtung in den vergangenen Jahrzehnten nicht fanden. / L i l y W e i s e r - A a l l, **Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes.** L. Weiser setzt sich eingehend mit dem Buch von Huth „Der Lichterbaum" (Deutsches Ahnenerbe, Band 9) auseinander. Die Verfasserin macht sodann nachdrücklich auf die wichtige Tatsache aufmerksam, „daß die älteste Nachricht über den Weihnachtsbaum in der Beckschen Chronik um 1600 den „Meyen" zu Weihnachten als einen . . . Gemeinschaftsbrauch einer Stubengesellschaft schildert". Es muß nämlich beachtet werden, daß solche Gemeinschaftsbräuche, deren Träger alte Verbände, Zünfte und Gilden sind, häufig auf sehr alter Überlieferung beruhen. Lily Weiser kann nun dem elsässischen Bericht über den Weihnachtsbaum in der Herrenstube zu Schlettstadt einen ähnlichen aus Freiburg i. Br. zur Seite stellen. Es ergibt sich, daß die häusliche Sitte des Weihnachsbaumes im Elsaß mit dem Wintermaien der Zünfte im Zusammenhang steht. / K a r l S c h m ë i n g, **Das „Zweite Gesicht" in Schottland und Niederdeutschland.** Auf Grund des Materials des „Atlas der Deutschen Volkskunde" stellt Schmëing eine Karte der Verbreitung des Vorschauens in Deutschland auf. Das „Zweite Gesicht" ist danach eine Eigentümlichkeit Niederdeutschlands, und zwar ist es von Friesland und Westfalen über Niedersachsen und Schleswig-Holstein bis hinüber nach Ostpreußen verbreitet. Die Südgrenze zeigt nahe Beziehungen zu den sprachlichen Grenzen des niederdeutschen

Volkstums. Außerhalb Deutschlands ist das „Zweite Gesicht" in Schottland seit alter Zeit bezeugt. Schmëing stellt eine große Zahl Belege zusammen. Es ist dem Verfasser vor allem um die psychologische Erforschung der Frage zu tun. Er möchte in dem Zweiten Gesicht eine sogenannte „eidetische" Erscheinung sehen. Wichtig ist die Feststellung, daß viele Einzelzüge des „Zweiten Gesichts" in Schottland und Niederdeutschland übereinstimmen. / Robert Petsch, **Schiffervolkskunde.** Neben der Erforschung des Bauerntums ist es eine wichtige Aufgabe der Volkskunde, die „Berufstümer" mit ihren eigenen Lebensformen, das Brauchtum der Handwerker, der Fuhrleute und der Schiffer zu untersuchen. In letzter Zeit sind zur Volkskunde der Schiffer zwei wertvolle Arbeiten erschienen: Heinrich Becker, Schiffervolkskunde (Halle 1937) und Max Rosenthal, Volkskunde und Brauchtum der Schiffahrt und des Schiffers (Schönbeck 1937). Beide Darsteller haben mit großer Umsicht und Sorgfalt ihr Material gesammelt und ausgebreitet. „So bedeuten die beiden Bücher über die Binnen-Schiffer-Kunde zugleich einen wertvollen inhaltlichen und methodischen Beitrag zur Deutschen Volkskunde überhaupt, wie wir sie in der Gegenwart auffassen." / **Germanen-Erbe,** 3. Jg., Heft 9, 1938. Wilhelm Kinkelin, **Das Blutbad von Cannstatt und seine Folgen für das Schwabenland.** In der bisherigen Deutschen Geschichtsschreibung haben Cannstatt und Verden nicht die gebührende Beachtung gefunden. Kinkelins Ausführungen über das Blutbad von Cannstadt sind daher sehr willkommen. / Walter Kropf, **Germanen und Illyrer.** Die Träger der Lausitzer Kultur waren, wie auf Grund der Ortsnamenforschung bewiesen werden konnte, illyrische Stämme, d. h. Indogermanen, die später an der adriatischen Ostküste siedelten. Im Gegensatz zu den germanischen Gräbern sind die illyrischen durch zahlreiche und schöne Tongefäße ausgezeichnet. „Man war bemüht, dem Toten das gesamte ‚Küchengeschirr' mitzugeben und dies ging sogar so weit, daß man für das Grab einen besonderen Herd baute, der, entsprechend den Gefäßnachbildungen, ebenfalls nur als verkleinerte Nachbildung in den Erdboden kam. Die runde Tonscheibe mit oftmals erhöhtem Rand ist das Abbild der Herdstelle, die in der gleichen Form, allerdings in vergrößertem Maßstab, aus den Siedlungen bekannt ist. Auf diese kleine Scheibe wurde das sogenannte ‚Räuchergefäß' gestellt, dessen Vorbilder ebenfalls aus mehreren Siedlungen belegt sind, und die als Herdaufsatz oder Ofen erklärt werden müssen." Wie die germanische zeigt auch die illyrische Urkultur durchaus bäuerlichen Charakter. / **Nationalsozialistische Monatshefte,** Heft 98, Mai 1938. K. Th. Weigel, **Sinnbild und Glaube.** Weigel gibt einen Überblick über die Geschichte und den Stand der Sinnbildforschung. Er erläutert seine Ausführungen durch eine große Anzahl meist eigener Photos. / **Prussia, Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatschutz,** Band 32, Heft 1, 1938. Wilhelm Gaerte, **Beiträge zur Sinnbildforschung.** Gaerte bringt eine größere Anzahl kleiner Einzelabhandlungen zur Sinnbildforschung, die größtenteils von den schwedischen Felszeichnungen ausgehen. Einige seiner Themen seien angeführt: Zur Herrschaftssymbolik in altgermanischer Zeit, Speerfurche und Lanze als germanische Zeichen der Landnahme, Die Hand der Sonne, Fürst und Krieger im Bilde und Schrifttum der Germanen, Die Hängefichte im schwedischen Felsbild u. a. Alle sind mit Abbildungen versehen. / **Hessenland,** Jg. 46, Nr. 5—6. Wilhelm Schoof, **Der Runenfund von Willingshausen.** In den Jahren 1817 und 1818 wurden in Willingshausen in der Schwalm in einem Hügelgrabe Steine mit runenähnlichen Zeichen entdeckt, die die Veranlassung wurden zu Wilhelm Grimms berühmter Abhandlung „Über Deutsche Runen" (Göttingen 1821). Schoof veröffentlicht eine ganze Reihe bisher unbekannter Briefe Wilhelm Grimms, die über die Fundumstände genaustens Aufschluß geben. Diese Briefe von und an Wilhelm Grimm sind ein „wertvoller Beitrag zur Geschichte der prähistorischen Forschungen in Kurhessen und ein erneutes Zeugnis dafür, wie die Brüder Grimm ihren Freundeskreis für die Erwekkung der Deutschen Vergangenheit zu interessieren suchten." / **Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft,** Band 90, Heft 3/4. Wolfgang Pax, **Zum Rāmāyaṇa.** Der Kern des Rāmāyaṇa ist ein alter Sonnenmythos, der altindogermanisch ist und in einer nördlichen Gegend beheimatet sein muß. Viele übereinstimmende Sagen hat Krause in seinem Buch über „die Troiaburgen Nordeuropas" gesammelt, das der Verfasser mehrfach heranzieht. Besonders bemerkenswert ist, daß ebenso wie in der nordeuropäischen in der indoarischen Überlieferung dieses Sagenmotiv mit einem Labyrinth bzw. einer Trojaburg in Verbindung gebracht wird. O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 Dezember Heft 12

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Zehn Jahre „Germanien"

Mit diesem Hefte schließen wir den zehnten Jahrgang der Zeitschrift „Germanien" ab. Zehn Jahre der Arbeit an der Erkenntnis und Erneuerung deutschen Wesens mahnen zur Rückbesinnung und zur Rückschau auf das, was wir in diesem Zeitabschnitt gewollt und geleistet haben. Um so mehr, als diese zehn Jahre nicht irgendeinen zufälligen Ausschnitt aus dem Zeitablauf darstellen; sie bilden den wesentlichen Bestandteil eines zehnjährigen Geschehens, das eine weltgeschichtliche Wende für all das bedeutete, was seit dem ersten Heft Ziel und Inhalt dieser Zeitschrift gewesen ist. Denn eine Monatsschrift, die den Namen unseres Mutter- und Ursprungslandes trägt, hat sich von Anfang an andere Ziele setzen müssen, als irgendeine politische Zeitschrift auf der einen und irgendeine wissenschaftliche Sonderforschung auf der anderen Seite. In einer Zeit, da Deutschland in hoffnungsloser politischer Zerrissenheit am Boden lag, konnte sie nur aus dem gleichen Lebensquell schöpfen, aus dem die große politische Bewegung schöpfte, der deshalb die politische Zukunft gehörte, weil sie mehr war als nur politisch: weil sie zum ersten Male in unserer Geschichte das germanische Volkstum und den germanischen Geist zum Ausgangspunkte, zum Ziele und zum Inhalt der deutschen Politik machte.

Aus dieser Übereinstimmung ergab sich schon vor zehn Jahren die wesentliche Übereinstimmung aller Ziele. Wenn sich im alten Wittekindlande um und mit Wilhelm Teudt eine entschiedene Gegnerschaft gegen einen volkstumsfremden und seelenlosen Wissenschaftsbetrieb bildete, so war das im wesentlichen nicht eine Gegnerschaft des „Laientums" gegen die wissenschaftliche Forschung, sondern der Aufstand eines vom Völkischen her kommenden deutschen Denkens gegen eine Handhabung der Wissenschaft, die, anstatt zu einer Erkenntnis und Erneuerung des deutschen Wesens, zu einer Erstarrung in alexandrinischer Vielwisserei oder zur Erweichung in einem müden Ästhetentum führen mußte. Es war die Auflehnung gegen die Irrmeinung, daß man eine Wissenschaft von den eigenen Vorfahren und vom eigenen Volke mit einer inneren Unbeteiligtheit treiben könne, wie man sie irgendeinem exotischen Fremdvolke gegenüber aufbringen mag. Die

innere Umstellung, die wir wollten, bezog sich zunächst auf das Bild von unseren Vorfahren vor zweitausend Jahren, das unter den Händen von seelenlosen Stoffanbetern einen nach dem anderen von den Zügen wieder verlor, die es seit der Wiedererweckung des germanischen Altertums unter den großen Germanisten der Anfangszeiten gewonnen hatte. Wir erlebten das beschämende Schauspiel, daß Fremdrassige und die Sendboten einer bestimmten, nicht auf deutschem Boden gewachsenen Weltanschauung diese innere Unbeteiligtheit als den eigentlichen Wertmaßstab einer objektiven Wissenschaft predigten und bei ihren Nachbetern Anerkennung und Nachahmung fanden; und man betonte die Forderung nach „strenger Objektivität“ um so heftiger, je mehr man selbst in einer bestimmten weltanschaulichen Bindung befangen war.

Gegen eine solche Vergewaltigung des edlen Ahnenerbes erhob sich mit urtümlicher Erbitterung das Gefühl, daß Lebendiges nur am Lebendigen zu messen sei und daß Lebenserscheinungen nur am lebendigen Miterleben gewertet werden können; und *das* ist die wahre Objektivität, die keine unlebendige Schranke zwischen dem Gegenstand und dem erkennenden Selbst aufrichten darf. Wenn Wilhelm Teudt in dieser Erkenntnis die Neuaufrollung der Germanenforschung von Grund auf forderte und selbst wesentliche Tatsachen und Anregungen dazu mitteilte, so erhob er zugleich die Forderung, daß alle Kunde von der germanischen Vorzeit der lebendigen Gegenwart zu dienen habe. Er forderte als eine Voraussetzung für die wahre Objektivität, daß man dem Umstande Rechnung trage, daß das deutsche Volk und das germanische Volkstum einen gewaltsamen Bruch erfahren haben, wie kaum ein anderes altes Kulturvolk auf dieser Erde, und daß man dieser Tatsache, die noch täglich in unserem Leben und in unserer Geschichte spürbar war, immerfort Rechnung tragen müsse.

So kamen wir unter Anerkennung und Fortführung der Erkenntnisse großer Forscher, wie Gustav Kossinna und anderer, zur Herstellung eines Germanenbildes, das eindrucksvoll genug war, um falsche Vorstellungen zu beseitigen und das vor allem lebensvoll genug ist, um eine Verknüpfung mit der lebendigen Gegenwart zu ermöglichen und diese Verknüpfung gewissermaßen von selbst herbeizuführen. Aber dieses Bild, soweit es eine *Vergangenheit* betraf, war uns noch nicht genug. Alles, was einmal gewesen ist, wirkt in die Gegenwart und die Zukunft hinein. Das groß und überzeugend gezeichnete Bild des Vergangenen allein bleibt in der zweiten Dimension, in der Fläche. Wir aber wollten darüber hinausgelangen im Aufspüren und Erkennen dessen, was immer war und was lebendig geblieben ist und bleiben muß, so lange wir als Volk und Volkstum wir selbst bleiben. Wir konnten uns deshalb nicht auf die Kunde von den Germanen beschränken, soweit man darunter nur etwas *Gewesenes* versteht, eine abgeschlossene und erledigte Entwicklungsstufe, die von einer neuen abgelöst und damit „historisch“ geworden ist. Man hat unsere Auffassung „einen Rückfall in die Brüder Grimm“ genannt — wohlan, wir werden weiterhin rückfällig werden. Denn wir sind der Überzeugung, daß Germanien nie und nimmer aufgehört hat, Germanien zu sein, und daß ebensowenig die Deutschen und ihre nächsten Stammverwandten jemals aufgehört haben, Germanen zu sein. Daß man überhaupt einen solchen mystischen Vorgang bei dem einen Stamm früher, bei dem anderen später voraussetzte und als selbstverständlich nahm, das zeigt am besten, wie es um jene angebliche Objektivität in Wirklichkeit bestellt war. Denn nach dieser Betrachtungsweise waren etwa die bedauernswerten Bewohner von Deutschland zwischen Widukind und Heinrich II. völkergeschichtlich überhaupt *nichts*: Germanen waren sie nicht mehr, und zu Deutschen waren sie von der Geschichtsschreibung noch nicht ernannt worden. Trotz aller Mängel in der Namengebung aber waren sie geblieben, was sie waren, und das *sind* sie in allem Wesentlichen noch heute.

Aus dieser Erkenntnis heraus haben wir bewußt jene Kluft überbrückt, die man künstlich zwischen der Germanenkunde und der Deutschen Volkskunde aufgerichtet hatte. Denn

nur aus dieser *achsengerechten* (vertikalen) Anschauungsweise können wir die Erscheinungen und Lebenszeugnisse, mit denen sich die Volkskunde beschäftigt, auf ihre Ursprünge zurückführen und auf der anderen Seite das oft lückenhafte germanische Überlieferungsbild ergänzen und erklären. Nur an dieser Lebensachse aber können wir auch die Germanenkunde selbst für unser heutiges völkisches Lebensgefühl fruchtbar machen, indem wir dem ganzen Volke, von oben bis unten, das Bewußtsein seiner eigenen Dauerhaftigkeit wiedergeben. Ein Bewußtsein, das sich endlich von dreitausend Jahren weiß Rechenschaft zu geben und dadurch jenen unheilvollen inneren Bruch überwinden wird. Wir haben deshalb auch andere neue Betrachtungsweisen zu ihrem Rechte kommen lassen, indem wir etwa die Landschaftsforschung, die Frage kultischer Ausrichtung (Ortung) und die Sinnbildforschung behandelten — Forschungen und Funde, die anfänglich mitleidig belächelt wurden, heute aber eifrig ausgeschöpft werden.

Als wir — scheinbar ein kleiner und verlorener Haufen — es unternahmen, eine neue Zeitschrift mit neuer Zielsetzung älteren und einflußreicheren Blättern an die Seite zu stellen auf einer wirtschaftlichen Grundlage, die mehr als unsicher war, da haben wir das wahrhaftig nicht in der Hoffnung getan, uns damit eine Anwartschaft auf Lehrstühle und ähnliches zu verschaffen. Es geschah aus einer *inneren Notwendigkeit*, aus der nur der *eine* Glaube hervorging, daß sie irgendwann einmal ihre völkische Erfüllung finden müsse. Wir haben es auch, trotz mitleidigen Lächelns und trotz mancher scheelen Seitenblicke nicht getan, um der sogenannten Zunftwissenschaft den Kampf anzusagen, sondern im Gegenteil um die verdienstvolle wissenschaftliche Forschung nach bestimmten Richtungen hin zu ergänzen, ihr einen neuen, lebendigen Antrieb zu geben und ihr allerdings auch eine Stoßkraft zu verleihen, die der weltanschaulichen und damit auch der politischen Erneuerung unseres Volkes dienen sollte. Wenn so „Germanien“ aus dem ersten schmächtigen Hefte sich zu seiner heutigen Gestalt und zu seinem heutigen Wirkungsbereiche entwickeln konnte, so verdanken wir das zunächst dem opferbereiten Einsatz der ersten Freunde germanischer Vorgeschichte, dem persönlichen Schwunge von Wilhelm Teudt, der treuen und begeisterten Arbeit von Oberstleutnant Platz, dem selbstlosen Mitwirken der ersten Mitarbeiter, die durchweg heute noch zu unserem Kreise gehören, und nicht zuletzt dem ersten Schriftleiter, Studienrat Suffert, der es sieben Jahre lang verstanden hat, trotz aller Schwierigkeiten die Zeitschrift nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Kritik zu führen. Auch der Förderung durch den Verlag K. F. Köhler in der Person von Dr. Hermann v. Hase soll hier dankbar gedacht werden.

Den gewaltigsten Auftrieb aber erfuhr unsere Arbeit erst durch den großen völkischen Aufbruch, der durch die nationalsozialistische Revolution herbeigeführt wurde. Die Abwehr der Mächte der Zersetzung war durch die politische Machtergreifung erst in vollem Umfange möglich geworden. Sie liegt vor allem in der Hand des Reichsführers der Schutzstaffeln; zu den Mitteln aber, die er im Kampfe gegen die volksfeindliche Zersetzung einzusetzen hat, gehört unbestritten auch die Erweckung der lebendigen Gegenkräfte, die den Kampf zuletzt entscheiden werden. Da dieser Kampf nicht nur ein Kampf der äußeren Waffen, sondern vor allem ein Kampf der Geister ist, so war die Gründung der Forschungsgemeinschaft „*Das Ahnenerbe*“ durch den Reichsführer SS im Jahre 1935 eine Tat, die in höchstem Maße seinem Kampfe für die höchsten Güter der germanischen Kultur gerecht wurde. Daß damit die in Detmold begonnene Arbeit durch Schaffung der Forschungsstätte für Germanenkunde gesichert wurde und daß unsere Zeitschrift „Germanien“ das erste Sprachrohr des Ahnenerbes selbst wurde, *das* war uns allen die schönste Erfüllung unseres Glaubens, in dem wir vor zehn Jahren zum Kampf um das deutsche Wesen angetreten sind.

Dank sei allen, die hierzu mitgewirkt haben!

Plaßmann.

Die Dorflinde als Weltbaum

Von Friedrich Mößinger

Unter den zahlreichen Dorflinden des deutschen Sprachgebietes gibt es eine Anzahl, die in besonderer Weise künstlich geschnitten sind und dadurch eine eigenartige, der Naturgestalt der Linde widersprechende, straffe und geschlossene Form erhalten haben. Seitdem vor kurzem in dieser Zeitschrift („Germanien" 1938, Heft 5) derartige Bäume in Verbindung mit Maibäumen und Weihnachtsbäumen kurz behandelt wurden, sind mir nun durch eigene Nachforschungen und durch freundliche Hinweise verschiedener Forscher (Dr. Faber, Prof. Dr. Frölich, Dr. H. Grund, Dr. O. Huth, W. Jage, Dr. Koch, Dr. W. Niederlöhner, Dr. L. Spilger, R. Stenzel, Dr. Franz Stroh) eine große Anzahl solcher Linden neu bekannt geworden. Da sie nicht nur eigenartig, sondern teilweise auch außerordentlich schön gestaltet sind, da ferner mit vielen eigentümliche Volksbräuche verknüpft sind, rechtfertigt sich eine zusammenfassende Behandlung. Dabei wird die vermutete Betrachtung dieser Linden als Abbilder des Weltbaums und als Restformen kultischen Brauchs durch die neuen Funde beträchtlich gestärkt.

Im hessischen Gebiet gibt es außer den schönen Bäumen in Breitenbrunn und Münzenberg noch eine dreistufige Linde in Kirchgöns, die bemerkenswerterweise auf einer flachen, zweistufigen Erhöhung steht. Für Leihgestern ist bezeugt, daß im Dorf zwei Bäume nebeneinander standen, bei denen deutlich zwei Astkränze und darüber ein kugeliger Wipfel geschnitten waren. Es waren keine Linden, sondern Hainbuchen, sie sind auch seit einiger Zeit umgehauen und gehörten wohl nur mittelbar in den Kreis unserer Dorflinden, insofern sie ohne Zweifel ihre dreistufige Form dem Vorbild solcher Linden verdanken. Besonders bemerkenswert muß die mächtige alte Linde in Villingen gewesen sein, die vor etwa 40 Jahren umgehauen wurde. Ihre Äste waren in zwei Stufen gezogen, so daß der Baum also mit dem Wipfel dreistufig war. Früher wurde zur Kirmes eine Treppe in den ersten Stock gelegt, dazu Fußböden in die beiden Astkränze. Dann wurde im ersten Stock getanzt, während im zweiten Stock die Musikanten saßen, ein urtümlicher Brauch, der bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts in Übung war und uns heute fast unglaublich erscheint. Sehr alt ist auch die dreistufige Linde zu Geisenheim im Rheingau, deren Form noch trotz Wildwuchses gut zu erkennen ist. In Michelstadt war die frühere Centlinde mehrstufig, von einer Mauer umgeben und von Säulen gestützt. Während aber im nahen Breitenbrunn die schöne alte Linde jetzt noch hochaufragt, ist der Michelstädter Baum 1840 entfernt worden, und nur eine Zeichnung vom Jahre 1796 überliefert seine Form.

Als außerordentlich reich an stufigen Dorflinden erwies sich bei genauerer Erkundung das schöne Frankenland in der Gegend von Schweinfurt. Außer den schon abgebildeten Linden in Unter-Theres und Gädheim (nicht Ober-Theres! Dort befindet sich kein solcher Baum. Die Abbildung „Germanien" 1938, S. 151, zeigt den Gädheimer Baum) hat vor allem Ottendorf eine eigentümliche Anlage. Dicht beieinander stehen zwei mächtige Linden, deren untere Äste waagrecht gezogen sind und auf Steinpfeilern ruhen. Die Kronen sind nochmals stufig geschnitten, und von dem unteren Astkranz sind einzelne Bäumchen in die Höhe gezogen. An einem Pfeiler ist die Jahreszahl 1759 eingehauen. Der Überlieferung nach sollen die Bäume im Jahre 1683 zur Erinnerung an die Befreiung Wiens von den Türken gepflanzt worden sein. Die früher fünfstufige Linde von Löffelsterz hat ihren unteren Astkranz durch Fäulnis verloren und ist stark zugewachsen, doch sieht man im kahlen winterlichen Zustand die einzelnen Stufen noch deutlich. Stark verwachsen und ungepflegt ist auch die dreistufige Linde von Weyer, deren untere Äste auf sechs Holzstützen ruhen. Wohl geschnitten sind dagegen die Linden



Abb. 1. Dorflinde in Großensee
Aufn.: Dr. F. Stoedner

von Unter= und Obereuerheim. Letztere soll zur Erinnerung an den Krieg von 1870/71 gepflanzt worden sein. Die zur Zeit dort sichtbaren sechs Stangen auf Steinklötzen sind ein Notbehelf; sie sollen baldigst durch senkrechte eichene Stützpfosten ersetzt werden. Wie bei Ottendorf, wo innen an den Bäumen vier Pfosten in der Nähe des Stammes stehen, sind auch hier dicht am Stamm vier Steinklötze, die Pfosten tragen können. Sehr fein und tadellos instand gehalten sind die beiden Linden in Grettstadt. Schon die jüngere Linde am Ortsausgang nach Gochsheim zu bietet einen wundervollen Anblick; noch viel schöner aber ist die Linde im Dorf vor dem reizenden Rathaus und der Barockfassade der Kirche. Gleichmäßig nach oben kleiner werdend steigen die neun Astkränze empor, ein ganz fremdartiges, fast unglaubliches Bild. In der straffen Schönheit dieses Baumes werden Gedanken an eine regelmäßig gewachsene Tanne in uns wach, nur daß dieser Baum hier auf dem altertümlichen Dorfplatz noch einzigartiger, fast möchte man sagen, adeliger in seinem Wuchs wirkt. Acht behäbige Steinsäulen außen, vier innen tragen die unteren Äste. Bis zum vierten Kranz geht ein Holzgerüst. Schön ist auch die Ummauerung, die den Platz unter der Linde in dem abschüssigen Gelände waagrecht macht. Die Linde soll 1438 gepflanzt sein, doch ist sie bei einem Umfang von etwa 2,30 Meter sicher jünger. Ein Steinpfeiler trägt die Jahreszahl 1752. Südlich von Grettstädt wächst in Schallfeld ein ähnlicher Baum. Leider ist er schon im Absterben, an den neun Stufen sind viele Äste und auch der Wipfel kahl. Der unterste Astkranz ruht auf acht Steinsäulen.

Dreistufig ist die Linde zu Isling bei Lichtenfels, wobei allerdings der Wipfel auseinandergewachsen ist. Stark zugewachsen, aber ursprünglich ebenfalls dreistufig, sind die Bäume in Marktgraitz, Mannsgereuth, Trainau und Beikheim.

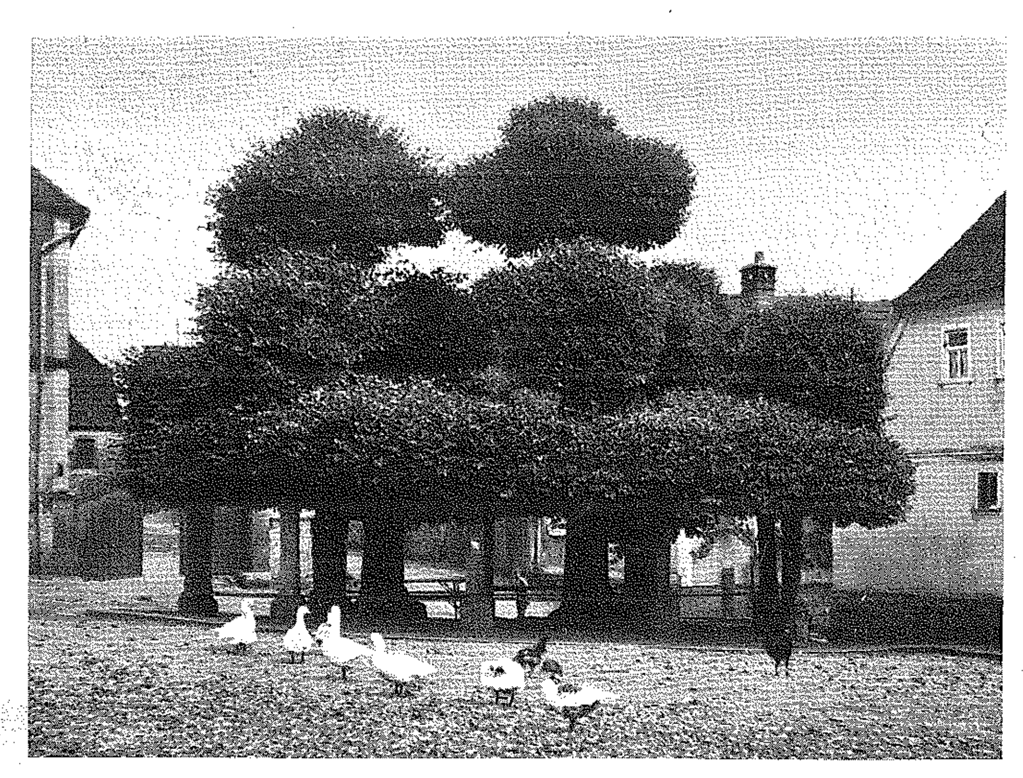
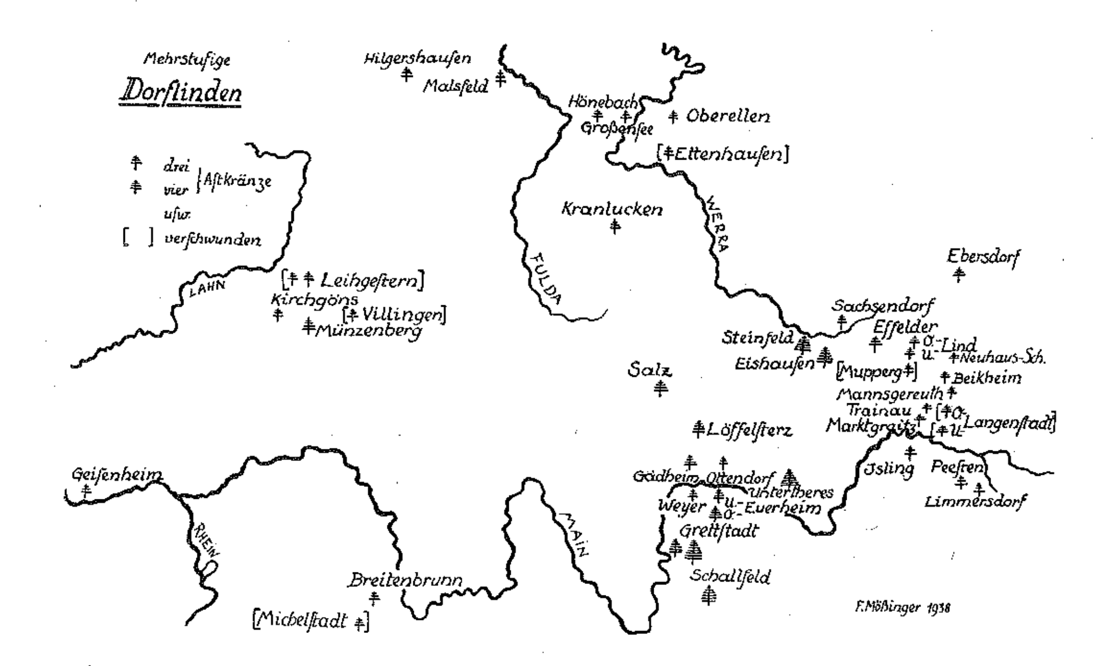


Abb. 2. Ottendorf b. Schweinfurt
Aufn.: Mößinger



Nach einer Bemerkung in der „Bavaria" (1865) war im Frankenwald die Linde häufig so zugestutzt, daß ihre Krone zwei oder drei ringförmige Absätze bildet. Im ersten wird ein hölzernes Gerüst aufgeschlagen, auf welchem die Musikanten beim Plantanz Platz nehmen. Dieser eigentümliche Tanz, von dem nachher noch Genaueres gesagt werden muß, findet manchmal, wie in Villingen, in dem Baum, d. h. auf seinem ersten Astkranz statt. So führt bei der Linde zu Peesten, nahe bei Kulmbach, eine gebogene Steintreppe zu diesem Tanzboden im ersten Stock. Der Baum ist heute nur eine Ruine, doch überliefert eine alte Zeichnung seine frühere Form, wonach er wie ein Laubwürfel aussah, dem ein kleinerer Würfel aufgesetzt war. Dies ist ohne Zweifel eine Erinnerung an die frühere Stufigkeit des Baumes. Auch bei der Tanzlinde von Limmersdorf (bei Kulmbach) wird auf dem ersten Astkranz getanzt, und ein zweiter Astkranz bildet das Dach. Mit dem Wipfel war also auch dieser Baum dreistufig. Während nun hier die Linde erst am Samstag vor der Kirchweih zum Tanze hergerichtet wird, indem sie „gebruckt" wird (Fußbodenbretter im ersten Stock legen!) und eine Stiege erhält, ist bei der Linde in Sachsendorf bei Eisfeld Fußboden und Treppe dauernd befestigt, der Aufgang allerdings gewöhnlich durch ein Türchen verschlossen. Zu den acht Steinsäulen kommen hier noch zwei, die den herausgebauten Musikantenplatz tragen. Dieser schöne und eigenartige Tanzboden wird freilich zum Plantanz an Kirchweih nicht mehr jedes Jahr benutzt. Immerhin tanzen noch hie und da Planburschen und Planmädchen in alter Tracht ihre drei Tänze im Baum, um dann im Saal weiterzutanzen.

Auch in Effelder bei Sonneberg fand früher in der schöngeschnittenen dreistufigen Linde der Plantanz statt. Heute ist die Treppe entfernt, und der Tanz findet unter dem Baum statt. Die zwölf Holzsäulen, die die unteren Äste stützen, werden zur Kirchweih (im Juli) mit Kränzen, Girlanden und Bäumchen geziert. Die Planburschen und Planmädchen, neun Paare, ziehen unter Führung des „Stützentragers" — er trägt eine Kanne mit Bier — unter den Baum. Er erhält den ersten Tanz, dann tanzen Planburschen und =mädchen drei Touren unter der Linde; dann geht's ins Wirthaus. Auch unter der dreistufigen Linde von Unterlind findet heute noch Tanz an Kirmes statt. Der Baum ist nicht mehr sehr gut geschnitten; er hat innen einen Steinsockel mit vier

Holzsäulen, außen zwölf Holzsäulen mit einer Inschrift von 1840, die besagt, daß von jeher der Landesfürst das Holz zum Lindenbau stiftete. Die früher dreistufige Linde von Oberlind ist heute ganz verwachsen und als solche nicht mehr kenntlich. Die Mupperger Linde ist vor einiger Zeit abgebrannt, auch die dreistufigen Bäume von Oberlangenstadt und Unterlangenstadt leben nur noch in der mündlichen Überlieferung. Dreistufig ist auch die Linde in Neuhaus-Schierschnitz bei Sonneberg und die in Ebersdorf bei Lauenstein.

Zwei Bäume, die in ihrer Vielstufigkeit den fränkischen Dorflinden ähneln, stehen in Steinfeld und Eishausen bei Hildburghausen. Der erste hat eine sechseckige Steinummauerung um den Stamm, außen sind zehn Holzstützen auf einer Mauer. Jedes Jahr ist an Kirmes Plantanz unter dem Laubdach, wobei die Musikanten auf der Erhöhung am Stamm stehen und die Planpaare ihre drei Tänze aufführen. In Eishausen steht die Linde hoch untermauert an einem Abhang vor der Kirche auf einem sehr schönen Platz. Der erste Kranz der Äste ist von zwölf Holzstützen auf Steinmauern getragen. Wie in Ottendorf sind von diesem ersten Kranz über jeder Holzstütze Bäumchen hochgezogen, zwischen denen ein Geländer aus Holz zu sehen ist. Auch hier findet noch an Kirmes der Plantanz mit seinen drei Tänzen unter der Linde statt. Der Platzmeister mit seiner Bierkanne heißt hier „Gießerträger".

Eine vierstufige alte Linde steht in Salz bei Neustadt an der Saale; sie soll schon

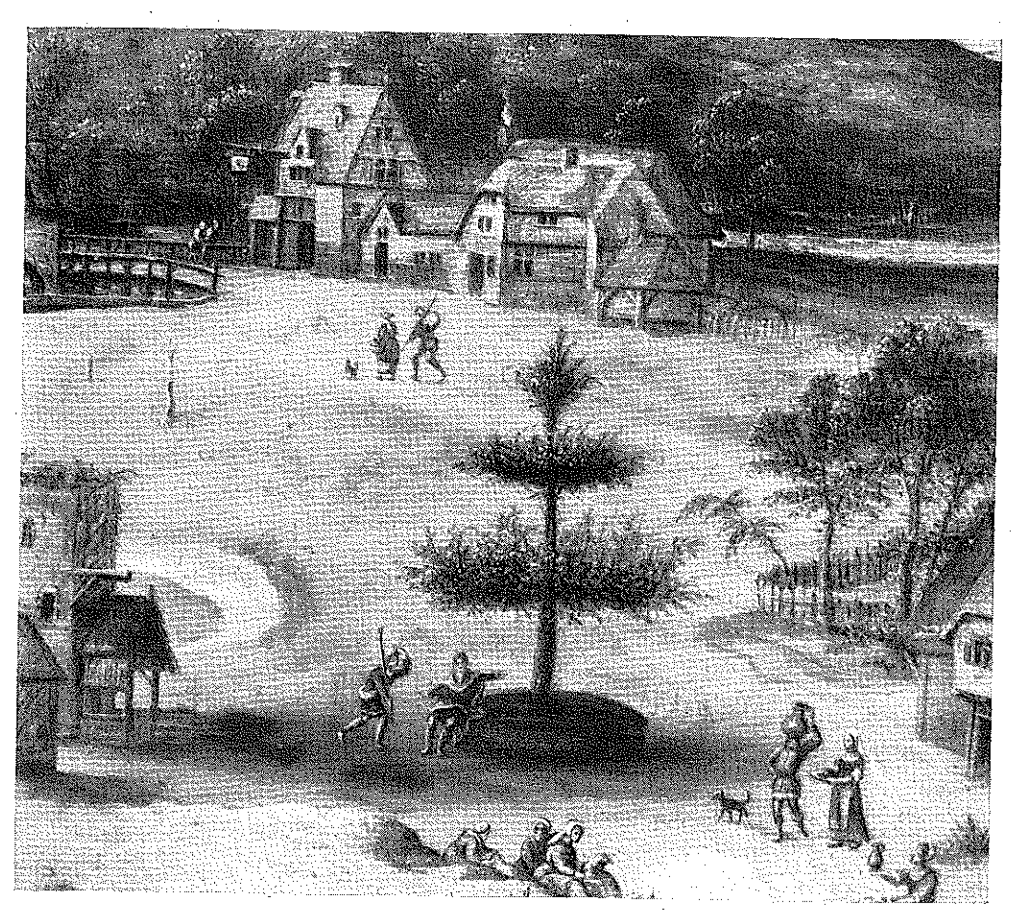


Abb. 5. Ausschnitt aus: Lukas Gassel, Landschaft mit Thamar und Juda 1548. Kunsthistor. Museum, Wien

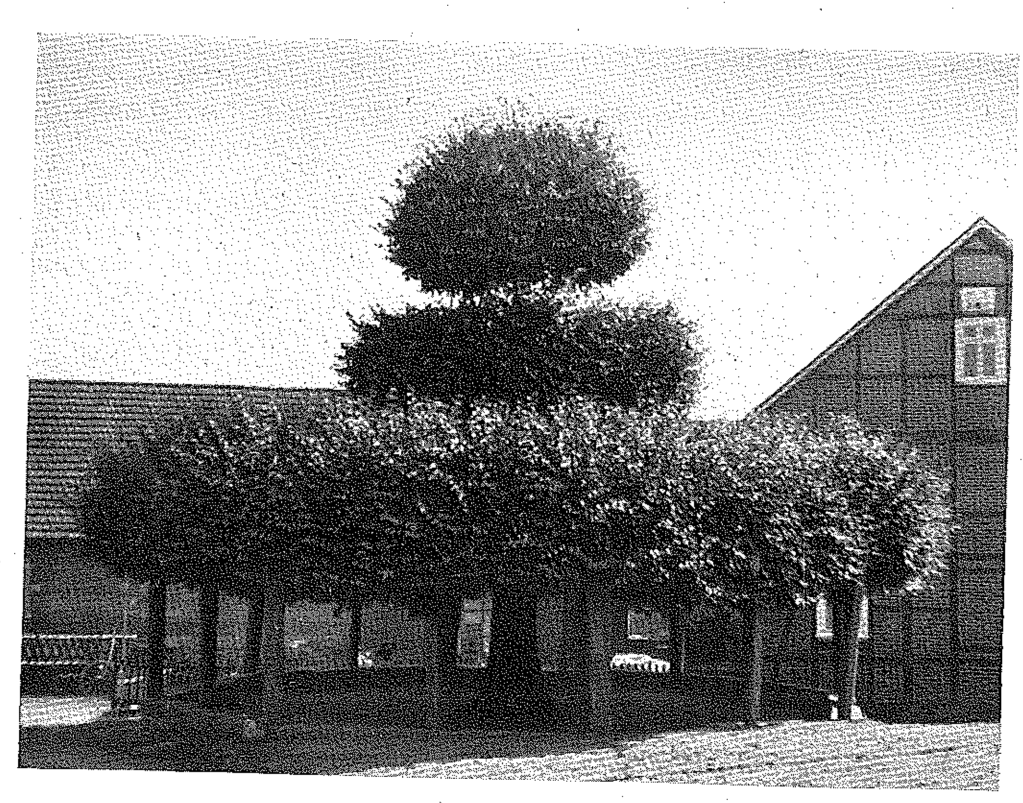


Abb. 3. Hilgershausen b. Melsungen
Aufn.: W. Jage, Kehrenbach

1200 Jahre alt sein, doch dürfte dies auf keinen Fall zutreffen. Von einem Tanz ist hier nichts bekannt.

Eine Gruppe von dreistufigen Dorflinden haben wir in der Gegend von Eisenach. Der sehr alte Baum von Ettenhausen läßt freilich von der früheren Form nichts mehr erkennen. Die sehr weit ausladenden unteren Äste sind abgefault, heruntergebrochen, auch teilweise vom Blitz zerstört worden. Von den Ästen des oberen Kranzes sieht man nur noch die Ansatzstellen. Schon lange ist es her, daß der Kirmestanz unter dem Baum stattfand. Sehr alt ist auch die Linde von Oberellen. Sie ist lange nicht mehr geschnitten worden, doch ist die Dreistufigkeit an den Ästen deutlich zu sehen. Innen um den Stamm ist eine sechsseitige, etwa 80 Zentimeter hohe Steinummauerung mit sechs Holzstützen; außen stehen zwölf Holzstützen; ganz außen ist eine kreisrunde Ummauerung, die nach der Straße zu sehr hoch ist. Heute noch wird an Kirmes nachmittags unter dem dichten Laubdach des ehrwürdigen Baumes getanzt. Sehr schön ist die Dreistufigkeit der Linde von Großensee und dem dicht dabeiliegenden Hönebach erhalten. Besonders die ältere Aufnahme von ersterem Orte (vor 1915 gemacht) zeigt deutlich die drei Ringe der Äste, die sich um den Stamm legen. Es sind hier innen vier, außen acht Holzstützen, bei Hönebach innen vier und außen zehn. An beiden Orten ist ein Kirmestanz unter dem Baum belegt. In Hönebach steht ein einfacher Steintisch unter dem Baum, was auch früher in Großensee der Fall war, wo der Tisch die Inschrift trug: 1723 — M. H. R. K. 1767.

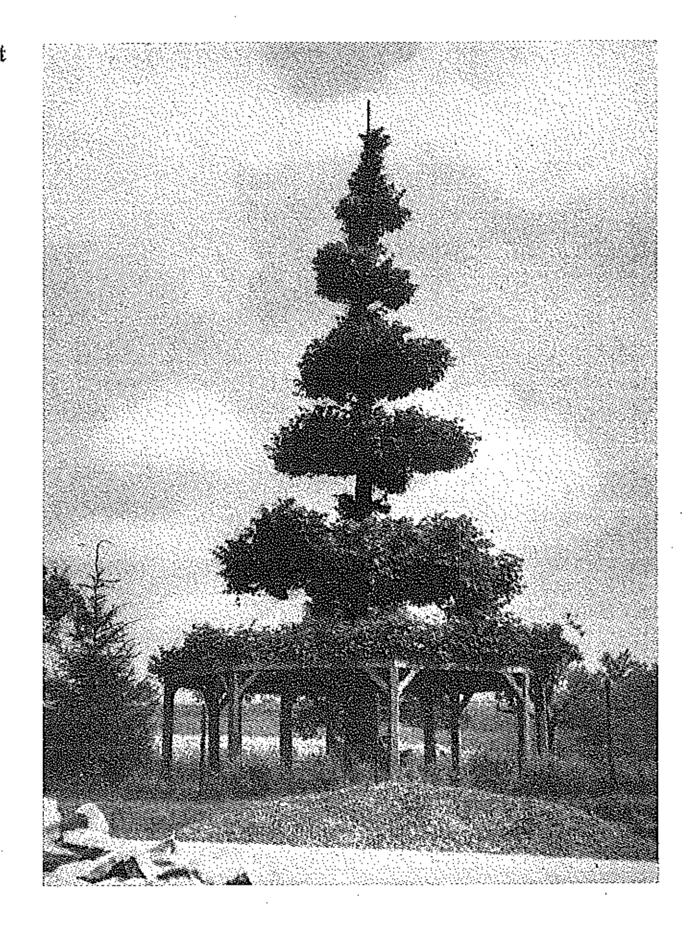
Schön gleichmäßig geschnitten ist die Linde zu Hilgershausen bei Melsungen. Der untere Astkranz wird von vielen Holzsäulen gehalten, die auf einer Steinummauerung stehen. In Malsfeld sind es, wie in Ottendorf, zwei nebeneinanderstehende

Bäume, die ummauert sind und deren unterster Astkranz auf Holzstützen ruht. Die Dreistufigkeit ist trotz jahrelangen Wildwachsens noch gut zu erkennen. Da andere schöne Dorflinden in diesem niederhessischen Gebiet recht zahlreich sind, dürften bei genauerer Durchforschung noch mehr dreistufige zu entdecken sein.

In der Rhön gehört bis jetzt nur die Linde von Kranlucken in diesen Kreis. Es ist ein sehr alter Baum, eine Stein- oder Winterlinde, die langsamer wachsen als die Sommerlinden. Der Wipfel ist schon lange ausgebrochen, die zwei Astkränze aber sind noch deutlich und wohlerhalten zu sehen. Bis vor kurzem stand der Baum auf einer kreisrunden Erhöhung, die in höchst altertümlicher Weise (siehe „Germanien" 1938, S. 147, 151) von Flechtwerk gehalten war. Dieses hielt etwa sechs bis acht Jahre, dann holten die Burschen im Wald lange zähe Buchenäste zur Erneuerung des Geflechts. Nach Angaben alter Leute war diese Bodenfassung früher doppelt und abgestuft. Da der Lindenplatz, insbesondere auch die Straßen, früher bedeutend tiefer lagen, ist diese Zweistufigkeit wohl verständlich. Sie erinnert stark an den flämischen Maibaum des 15. Jahrhunderts („Germanien" 1938, Heft 5, Abb. 4) und dürfte, wie die vielen Ummauerungen unserer stufigen Linden, ein Rest der Vorstellung vom Weltberg sein, auf dem der Weltbaum steht. Hier bei Kranlucken wirken die zwei Stufen und das Flechtwerk besonders urtümlich. Seit dem Jahre 1931 ist der Baum ummauert. Jedes Jahr ist an Kirmes im November noch Tanz unter der Linde. Dabei wird vorher ein an einer Stange befestigtes und mit bunten Bändern geschmücktes Fichtenbäumchen an der Dorflinde angebracht, so daß es über die Krone hinausragt. Die zwei Platzknechte führen den Zug zunächst einmal um die Linde und beginnen dann den Tanz. Die mit Sträußen geschmückten Kirmesburschen und -mädchen tanzen drei Touren unter dem Baum, und zwar nicht sonntags, sondern nur montags und dienstags. Schon 1605 wird von der Dorfversammlung unter der Linde berichtet, und 1723 taucht in den Akten ein Streit der „Platzknechte" wegen der Musik beim Tanz auf (Mitteilung von Herrn Lehrer Engelhardt, Kranlucken).

Die einfachen, ja etwas dürftigen Schilderungen vom heutigen Plantanz lassen nicht ahnen, daß dieser Tanz früher eine ganze Anzahl altertümlicher Züge enthielt, die seinen kultischen Charakter deutlich zeigen. Es ist hier nicht möglich, die älteren Berichte über diesen Tanz in genauer Zergliederung vorzuführen; es können nur die wichtigsten Einzelheiten herausgehoben werden. Wie feierlich und ernst die Aufführung dieses Tanzes genommen wurde, zeigt sich darin, daß der Ortspfarrer und in anderen Gegenden der Amtmann oder wenigstens der Bürgermeister den ersten Tanz erhält und damit „den Plan aufführt". Diese Tatsache läßt nur den Schluß zu, daß hier Kirche oder Obrigkeit ihre höchsten Würdenträger im Dorf an die Stelle eines früher diesen Ehrendienst versehenden Führers im Dorf gesetzt haben. Dabei wird gerade aus dieser Gleichwertigkeit deutlich, daß wir in eine Zeit zurückkommen, in der Priester und Gesetzessprecher, religiöse und weltliche Obrigkeit noch eins waren. Ebenso läßt der von der Burschenschaft erwählte „Platzmeister", der dieses Amt des Vortänzers heute oft versieht, an ältestes Gemeinschaftsbrauchtum denken; es wäre möglich, daß der Pfarrer oder Amtmann nur in den Tanz eingetreten ist, um diesen obersten Burschen, der schon durch den Strauß, den er trägt, kultische Bedeutung hat, zu ersetzen. Außerordentlich bemerkenswert ist das dreimalige Umschreiten des „Plans" durch die Planpaare, wobei sogar bewaffnete Männer das Gewehr präsentierten, weiterhin, daß nur drei Tänze im Freien getanzt werden und diese zumeist nur von den Planpaaren, während erst im Wirtshaus alle anderen Tanzlustigen zu ihrem Recht kommen. Wenn ein sittlich nicht einwandfreies Mädchen am Tanz teilgenommen hat, wird der Platz durch verschieden überlieferte Bräuche von dem Makel befreit. Manchmal findet vor dem eigentlichen Tanz ein Tanz der Burschen mit einem Kinde statt, der ohne Zweifel wie das feierliche Umschreiten eine Weihung des Platzes bedeutet, die hier durch die unbescholtene Reinheit bewirkt wird. Der Strauß des Platz-

Abb. 4. Grettstadt b. Schweinfurt
Aufn.: Mößinger



meisters, der manchmal „Maie" heißt, geht beim Tanz von Paar zu Paar; altertümlicher scheint es, wenn er bei der Musik nach dem ersten Tanz aufbewahrt wird und nur gegen besonderes Entgelt von den Burschen zum Tanz entliehen werden kann, was dem betreffenden Mädchen eine hohe Ehre bedeutet. Ob die fuldische Sitte, den Plantanz nie am Sonntag zu halten, eine Erinnerung an seinen vorchristlichen Ursprung birgt, wird wohl nie ganz zu entscheiden sein. Sicher aber ist ohne Zweifel, daß es keinen Tanz im ganzen deutschen Gebiet gibt, der so viel altertümliche und kultische Züge aufweist wie der Plantanz unter dem Baum.

Zur Deutung des Brauches dient uns vor allem dieser Baum, sei es eine naturgewachsene Linde oder eine aus dem Wald geholte geschmückte Fichte. Dabei zeigt es sich deutlich, daß der Plantanz nichts ist als ein Tanz um den Maibaum, der auf Kirmes verlegt ist. Volkskundlich betrachtet stellt er eine Sonderentwicklung dar, die ihre Parallelen in den rheinischen Pfingsttänzen unter der Eierkrone, in den nassauischen Kindertänzen um den Pfingstbaum und in den zahlreichen Tänzen um den Maibaum hat. Aus dem Vogtlande wird geradezu berichtet, daß die Maientänze wegen der Ungunst der Witterung in den Hochsommer verlegt wurden, und anderwärts heißt der zum Plantanz an Kirchweih aufgerichtete Baum „Maia". Nun nimmt es uns nicht wunder, daß andererseits die Dorflinde zum Plantanz mit Bändern, Kränzen und Fähnchen wie der Maibaum geschmückt wird, ja, daß sie als Ganzes die Form dieses Maibaums mit seinen Astkränzen erhält. Jene im Maiheft von „Germanien" ausgesprochene Vermutung, die in den stufigen Linden nicht Ergebnisse einer barocken Gartenkunst und auch nicht prak-

tischer Erwägungen sieht, die vielmehr diese stufigen Linden in enge innere Verbindung mit den anderen Kultbäumen unseres Jahresbrauchs gesetzt hat, wird bei genauer Beachtung des mit den Linden verbundenen Plantanzes zur Gewißheit. Es hat sich in diesen seltsamen Bäumen, die eigenartig und fremd in unserer Gegenwart stehen, der alte Kultbaum, der Weltbaum unserer Frühzeit, noch dazu mit recht vielen urtümlichen Brauchtumsbeziehungen bis heute erhalten.

Dabei muß freilich beachtet werden, daß im einzelnen, etwa in Ottendorf oder Obereuerheim, die Ursache der Baumsetzung eine andere sein kann, wie denn in diesem Gebiet ein Tanz unter den stufigen Linden überhaupt zu fehlen scheint. Trotzdem müssen im letzten Grunde auch hier im Fränkischen die gleichen Bräuche zur Entstehung der schönen Linden geführt haben, denn gerade dort ist der Plantanz weitum bekannt und heute noch geübt (Gochsheim, Sennfeld). Nicht zu leugnen ist auch die ganz natürliche gegenseitige Beeinflussung benachbarter Orte, die in den Bildern deutlich zum Vorschein kommt und die auch eine gewisse Gruppenbildung entstehen läßt. Dabei erinnert die Vielstufigkeit der Linden in ihrer Form an Tannen oder Fichten, während die Dreistufigkeit als die am häufigsten vorkommende Art wohl den ursprünglichsten Zustand darstellt.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß auch im Waldviertel in Österreich solche stufigen Bäume vorkommen sollen. Da ist es denn auch verständlich, daß ein Marterlbaum in Hohenzell bei Ried im Innkreis dreistufig geschnitten ist. Er verdankt seine Form sicherlich solchen Dorflinden, zeigt dabei aber eindringlich, wie sehr man diese Art als „heiligen" Baum betrachtete.

Daß in früherer Zeit derartige Linden eine weitere Verbreitung hatten, beweist ein Stich von Tobias Stimmer, der ein Armbrustschießen in Straßburg im Jahre 1576 darstellt. Dabei ist deutlich ein dreistufiger Baum zu sehen, unter dem Leute sitzen. Wenzel Hollar (1607—1677) bringt auf einem Straßburger Bild gleich zwei solcher Bäume, von denen einer kahl und abgestorben ist, aber die Dreistufigkeit einwandfrei zeigt, während diese bei dem belaubten nicht so gut zu erkennen ist. Ähnlich ist ein Baum auf einem Stich von Alt-Öhringen aus dem 18. Jahrhundert und auf einem Bild von Kleve am Niederrhein von 1745. Ein Gemälde von Lukas Gassel aus dem Jahre 1548 ist neben dem schon gezeigten Kirmesbild von Brueghel besonders wertvoll, weil es jeden Einwand gegen das Alter dieser dreistufigen Bäume zunichte macht. Denn selbst, wenn die heutigen Bäume zum großen Teil jünger, ja sogar ganz jung sind, müssen für ihre Entstehung Vorbilder angenommen werden, die bis ins 16. und 15. Jahrhundert zurückgehen. Und wenn sich diese gewiß nicht bequeme und selbstverständliche, also nur durch straffe Brauchtumsbindungen erhaltene Schnittart der Bäume über sechs Jahrhunderte verfolgen läßt, ist ein viel höheres Alter der Sitte mit gutem Recht anzunehmen, und die stufigen Dorflinden ragen als Denkmäler aus der Frühzeit unseres alten Volksglaubens bis in unsere Gegenwart.

Die Deutschen sollten in die Zukunft streben und in eine Vergangenheit zurückgehen, in welcher es weder ein Buch gab noch eine Zeitung noch eine irgendwie geartete Schriftgelehrsamkeit, nur stilles Horchen auf die Stimme ursprünglicher Natur, leises Wachsen mit den Bäumen des Waldes und der Saat der Felder, in welcher allemal im Herbste von selbst und ohne Murren abfiel, was Schmuck, aber vergänglich, in welcher ohne Hast winterlang auf den Frühling eines nächsten Jahres wartete, was neu und himmelan den Sommer hindurch gediehen war. Lagarde

---

Das germanische Haaropfer und sein Fortleben

Von Gilbert Trathnigg

Eine der reizvollsten Aufgaben der germanischen Kultgeschichte ist es unzweifelhaft, wenn man versucht, Brauchtum, wie es heute oder noch in jüngerer Vergangenheit lebendig war, mit altgermanischem zu verbinden. Gewiß sind die Unsicherheiten beträchtlich, zumal gerade das ganze nördliche Gebiet, soweit es evangelisch ist, bei der Reformation neben katholischem Brauchtum im engeren Sinn auch vieles über Bord warf, was dort nur christlich gefärbt noch an alten germanischen Bräuchen weiterlebte. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß gerade das Brauchtum, das hier noch am ehesten in Betracht kommt, nicht so bezeichnend ist, als daß es nur einem Herkunftsgebiet allein entspringen könnte. Haaropfer z. B. sind in der Antike so weit verbreitet, daß die Fragestellung eingeschränkt werden muß. Sie heißt nicht: germanisch oder fremd, sondern nur: kann hier germanisches Erbe vorliegen, das vielleicht mit fremdem Einfluß sich kreuzte, oder nicht.

Das Haaropfer an Wallfahrtsorten in Süddeutschland ist nicht so selten, wie man annehmen könnte. R. Andree, Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland, 1904, erwähnt mehrfach Haare als Weihegabe; aber auch R. Kriß, „religiöse Volkskunde Altbayerns" und „Volkskündliches aus Altbayrischen Gnadenstätten", konnte an einer stattlichen Zahl von Wallfahrtsorten heute noch Haaropfer (Zöpfe) feststellen. So in Maria Thalheim, Wißkapelle bei Haag, Grafrath (zum hl. Rasso), Aichkapelle, Maria-Schwarzlack bei Brannenburg, Arnstorfer Kalvarienberg: „eine Unmenge gerissener Stockzähne, daneben verfilzte abgeschnittene Zöpfe, eine wunderliche und unappetitliche Sammlung". Die Auswahl hier umfaßt nur einen kleinen Teil der Belege bei R. Kriß, doch genügt sie für unsere Zwecke hier vollkommen.



Weihnachtsgebäck aus Österreich. Das mittlere Stück zeigt den „Bärenhäuter", der noch die Ketten trägt, mit denen man in der Sage sein Ebenbild, den Riesen Asprian, fesseln mußte

Aufn. Museum f. Volkskunde, Wien

Irgendein Grund, das Haaropfer erst in späterer Zeit beginnen zu lassen, liegt, soweit ich sehen kann, nicht vor. Die Frage kann, wie wir oben schon andeuteten, nur heißen: eingewandert, oder ein Ergebnis heimischen Brauchtums, das vielleicht mit fremden Einflüssen zusammengeflossen ist.

Im Schrifttum ist uns das Haaropfer u. a. bei Griechen, Römern, Skythen, Hunnen, Serben, Bulgaren bezeugt, durch Funde bei den Griechen und Kelten. Bei den Germanen fehlen ähnliche Nachrichten, dafür aber sind doch eine Reihe von Funden zutage gekommen, deren wichtigste hier erwähnt werden sollen. Das Zopfgebäck darf hier füglich übergangen werden. Zwar bezeugt es ebenfalls ein altes Haaropfer, aber über die Frage, woher dieses stammt, kann es nichts aussagen, weil zu viel Möglichkeiten hier an sich gegeben sind. Die meisten Funde stammen bisher aus der Bronzezeit und verteilen sich auf ihre jüngeren Perioden. So der Moorfund von Eising und Thorup in Jütland, im Husumer Moor bei Ahausen und im Holtumer Moor, Landkreis Stade. (Vgl. G. Wilke in Eberts Reallexikon unter Haaropfer u. öfters). In späterer Zeit fehlen die Funde fast vollständig. In der Wikinger Zeit aber steht im Fund von Adelsö bei Birka wieder ein schöner Beleg für das Fortleben der Sitte zur Verfügung. Berücksichtigt man, welch glückliches Zusammentreffen von Fundumständen erforderlich ist, damit das Haar Jahrhunderte überdauert, dann darf man wohl trotz der dazwischenliegenden Fundleere mit einer andauernden Sitte rechnen und wird auch die Südgermanen nicht davon ausschließen, obwohl dort keine ähnlichen Funde vorhanden sind, zumal in diesen Gegenden auch die Bodenverhältnisse nicht so günstig für die Erhaltung organischer Stoffe liegen.

Immerhin wäre es wünschenswert, auch für diese Gegenden irgendeinen Anhaltspunkt zu gewinnen. Tacitus hist. IV 61 berichtet von Civilis, daß er sich sein Haar erst scheren ließ, als er gemäß seinem Gelübde die Vernichtung der Legionen vollendet hatte. Germania 31 lassen die jungen Chatten gleichfalls Haar und Bart wachsen, bis sie sich durch die Erlegung eines Feindes von ihrem Gelübde gelöst haben. Aber diese Haartracht eignet auch den Weihekriegern, die bis zu ihrem Tode in diesem Stande verbleiben. Von thüringischen Sachsen ist der Schwur, Haar und Bart bis zur vollbrachten Rache nach einer unglücklichen Schlacht gegen die Nordschwaben bei Greg. Tur. 5, 15 und Paul. Diak. 3, 7 belegt. Bei den Nordgermanen ist vor allem Haralds s. harf. 4 und 23 (auch Egilss. c. 3 u. ö.) anzuführen, sowie Völuspa 33 und Baldrs draumar 11. Aus der Volkssage kann hier das Gelübde Gottfried des Löwen (Goyert-Wolter, vlämischer Sagenschatz S. 24) genannt werden, ebenso aber auch die verschiedenen Sagen vom Bärenhäuter, der sich die Haare nicht schneiden, waschen oder kämmen darf. (Teufelspakt). Die schlesische Sage aber (W. E. Peukert, Schlesische Sagen 16) nennt dies ein Gott wohlgefälliges Werk: Herzog Heinrich I. der Gatte der hl. Hedwig, hat auf ihre Bitte dem ehelichen Beilager entsagt und sich bis zu seinem Tode weder Haar noch Bart geschoren.

Sind hier auch nur Beispiele genannt, so findet sich doch auch an anderer Stelle kein Beleg dafür, was denn nun eigentlich das Bezeichnende an diesem Brauch war. War Unannehmlichkeit als solche von kultischer Bedeutung oder sollte das Haar dann als Opfer dargebracht werden? Wirkte beides mit? R. Much, Tacitus Germania, 1937, 292 schreibt „Ob das Haar, wenn es fiel, als Opfer für eine Gottheit galt, muß dahingestellt bleiben. Doch erwähnt Silius Ital. 4, 200ff. einen „Gallier" Sarmens, der aber als Germane (mit dem swebischen Haarknoten) geschildert ist.

> ... flavam qui ponere victor
> caesariem crinemque tibi, Gradive, vovebat,
> auro certantem et rutilum sub vertice nodum."

der als Sieger dir, Gradivus, gelobte den blonden Schopf und das Haar niederzulegen, den goldblonden und (rötlich) schimmernden Haarknoten unter dem Scheitel ...

Schmitz, Bußbücher I 275 und 338 finden sich Belege für das Schneiden des Haares bei Todesfällen als Trauer. Doch ist bei diesen Angaben keine rechte Sicherheit zu gewinnen: war es ein Opfer, das anläßlich des Todesfalles ursprünglich den Göttern geweiht wurde, war es ein letztes Geschenk an die Toten oder war es — gar keine germanische Sitte, die hier gemeint war, sondern

nur eine fremde, eingeschleppte? Die Entscheidung wäre nur durch eine Untersuchung aller Berichte, die in den Bußbüchern stehen, möglich. Immerhin scheinen mir aber die bisherigen Belege doch an eine kultische Bedeutung des Haares, das abgeschnitten wurde, zu gemahnen. Insbesondere die angeführten Sagen und Märchen erscheinen mir verdächtig ob des Nebeneinanders von Gott und Teufel: Verketzerung und Amalgamierung nebeneinander! Dies läßt gerade wegen des Widerspruchs an etwas Altes, Heidnisches denken, das landschaftlich verschieden von der Kirche behandelt wurde.

Bedeutungsvoll erscheint mir auch, daß gerade die Haare als Träger der orendistischen Kraft eine größere Rolle spielen, vgl. F. Pfister, Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben. 1936, 31. In diese Richtung weist auch ein Bericht Wuttkes, daß in Westfalen und in der Wetterau einem Knaben vor dem 7. Jahr die Haare nicht geschnitten werden dürfen, „sonst bekommt er keinen Mut", der zugleich auch auf ältere Nachrichten hinweist. Im Pactus legis Salicae (= Novellae Legis Salicae I 4 § 1 Wortlaut nur leicht gekürzt) 24 § 4a heißt es: Si quis verum puerum crinitum ingenuum tundere praesumpserit extra voluntatem parentum, cui fuerit adprobatum, mallobergo wirdardi hoc est, dinarios MDCCC qui faciunt solidos XLV culpabilis judicetur[1] und Novellae Legis Salicae V 2 Similiter quando filius suus ad capillaturias facit, qicquid ei donavit fuerit ...[2] Und in etwas größerer Entfernung ist hierbei noch Tacitus Germania 31 zu berücksichtigen, wo ein Haarschnitt bei einem Übergangsritus (s. o.) beim Eintritt in die Volksgemeinschaft eine bedeutende Rolle spielt.

Als exakter Beweis kann das Vorgebrachte nicht gelten, dazu sind die Quellen, die uns zur Verfügung stehen, doch zu unergiebig. Aber als Hinweis auf den wahrscheinlichen Zweck der Handlung als Haarweihegabe an eine Gottheit dürfte es doch genügen.

Zu Mißverständnissen könnte die Betonung des Mannes bei den angeführten Gelübden sowie beim Übergangsritus führen. Wenn auch diese Nachrichten zahlreicher sind, als die bei der Frau, die dafür beim Zopfopfer an Wallfahrtsorten wiederum stärker hervortritt, so fehlen solche doch nicht ganz. Als Übergangsritus findet sich ein Haarschnitt, hinter dem wir wohl auch hier ein altes Opfer vermuten dürfen, bei der Eheschließung. Wie weit dieser Brauch ursprünglich verbreitet war, ist unbekannt, erhalten hat er sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Vierlanden, wo der Braut vor der Haubung das Haar bis dicht unter den Kopf geschnitten wurde. (P. Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch 116). Man könnte vielleicht hier an fremde Einflüsse denken, dagegen sprechen aber nicht nur eine Reihe von alten Nachrichten, die wertvolle Hinweise und Stützpunkte abgeben, sondern auch Vergleiche mit altgriechischem Brauchtum. Weitgehende Übereinstimmung finden wir besonders bei der griechischen Sitte, die bei Knaben den ersten Haarschnitt in Verbindung mit weiteren Opfern einer Gottheit weiht. Bei der Geschlechtsreife, die mit der Aufnahme in die Gemeinschaft der Bürger und der Waffenfähigen verbunden war, finden wir ein Bart- und Haaropfer, das sich mit der bekannten chattischen Sitte gleichsetzen läßt, die sicher nicht nur bei diesem germanischen Stamm allein üblich war.

Bei den Mädchen fehlen alle Haaropfer bis zur Hochzeit. Erst unmittelbar vor ihr wurde es von der Braut dargebracht. Diese Sitte war auch altrömisch, wie besonders die Bräuche bei der Aufnahme einer Vestalin, die dem Hochzeitsbrauch entspricht, zeigen. (Vgl. L. Sommer, Das Haar in Religion und Aberglauben der Griechen. Diss. Münster 1912, 18ff., 21ff. und 34ff.) Auch bei den Slaven ist ein Zopfopfer der Braut bei der Hochzeit weit verbreitet. Allem Anschein nach handelt es sich bei dem Haaropfer der Frau vor oder bei der Hochzeit ebenso wie beim entsprechenden männlichen Brauchtum beim ersten Haarschnitt und bei der Erlangung der Wehr-

[1] „Wenn jemand sich unterfängt, einen freien Knaben, der das Haar noch lang trägt, gegen den Willen der Verwandten zu scheren, vor Gericht ‚Haarschnitt' genannt, werde der, dem es nachgewiesen wird, zu 1800 Pfennigen gleich 45 Schillingen verurteilt" (K. A. Eckhardt).

[2] „Wenn ein Vater oder Verwandter irgendwann seine Tochter einem Gatten gibt, nehme sie, welche Sache er ihr auch in jener Nacht schenkt, sie ganz neben ihrem Anteil gegen ihre Brüder in Anspruch. Ebenso wenn er seinen Sohn zum Haarscheren bringt, behalte dieser, was auch immer ihm geschenkt wird, neben dem Anteil, und die übrigen Sachen sollen sie in gleicher Ordnung unter sich teilen" (K. A. Eckhardt).

fähigkeit um ein gemeinsames indogermanisches Erbe. Den Beweis dafür hier vorzulegen, würde uns zu weit führen, und muß einer späteren Gelegenheit vorbehalten werden.

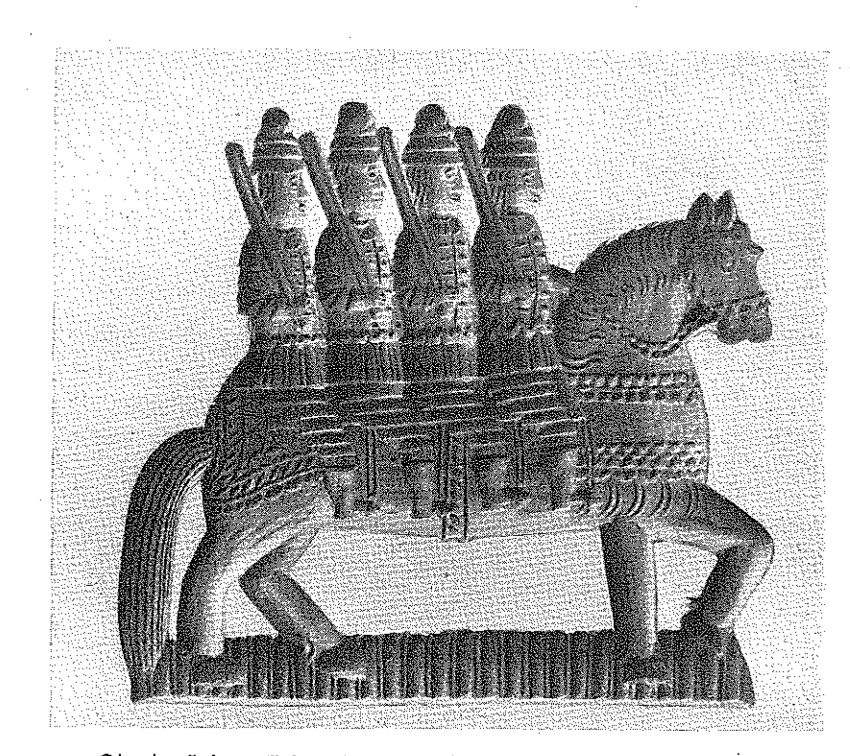
Aus der germanischen Überlieferung führe ich zunächst Pactus Legis Salicae 24 § 4 und Novellae Legis Salicae I, 4 § 2 an, die den oben angeführten Stellen über den Haarschnitt bei den Knaben entsprechen und ohne nähere Zeit- oder Grundangabe allgemein von einem Schneiden des Haares ohne Erlaubnis der Verwandten des Mädchens sprechen. Ob dieses Verbot wegen der Bedeutung des weiblichen Haaropfers bei der Hochzeit erlassen wurde, ist nicht sicher zu erkennen. Es könnte auch ein früheres Haaropfer wie bei den Knaben bestanden haben oder allein der Glaube an die besondere Kraft und Bedeutung des Haares genügt haben, dieses Verbot zu erlassen. Nicht erwähnt ist der Haarschnitt bei Mädchen in Novellae L. Salicae V 2, wo dem Haarschnitt des Sohnes die Hochzeit des Mädchens entspricht. Das Vergleichsmoment ist zwar der Übergangsritus, aber nach den beiden ersten Stellen — besser nach der ersten Stelle, weil es sich nur um die verschiedene Überlieferung eines Nachtrages handelt — darf man auch hier an einen Haarschnitt denken. Nicht unmöglich wäre es, daß auch Skàldskaparmal c. 3 (vgl. Lokasenna 54 und Hàrbarthsliotħ 48) damit in Verbindung zu bringen ist, so daß das Schneiden von Sifs Haar durch Loki nicht nur ein Bosheitsakt wäre, der ja auch bei einer anderen Gelegenheit als einer Buhlschaft verübt hätte werden können, sondern wegen dieses Hochzeitsbrauches direkt auf die geschlechtliche Beziehung hinwies und sie bekannt machte. Daß die Thrymskvitha, die unser Hauptbericht über die kultische Handlung bei der Hochzeitsfeier ist, davon nichts weiß, erklärt sich aus dem vorzeitigen Ende der Feier. Gegen diese Auffassung des Haarschnittes bei Sif könnte auf den Rechtsbrauch, Frauen, deren außerehelicher Geschlechtsverkehr bekannt wurde, das Haar abzuschneiden, der im Mittelalter auch bei anderen Vergehen als Ehrenstrafe üblich war, verwiesen werden. Es ist aber anzunehmen, daß auch hier eine Umkehrung eines kultischen Brauches als Zeichen der Schande erfolgte, um das Vergehen auffällig zu kennzeichnen.

Auch der Strubelkopf und der Eisenring bei den Chatten ist zugleich Zeichen des Übergangsritus, Kennzeichnung des Weihekriegers und schimpfliche Brandmarkung des Feiglings. Auch der Wechsel Hochzeitskranz und Strohkranz könnte hier angeführt werden, wobei das Stroh nicht allein die Brandmarkung sein muß, sondern auch als Verschärfung aufgefaßt werden kann. Übrigens war auch der „Schaub" ursprünglich ein heiliges Zeichen, so daß auch hier eine Verketzerung eines alten Kultzeichens vorliegt.

Ein besonderer Fall liegt beim Mädchen von Egtved (Baumsargfund der Bronzezeit) vor. Das kurze Haar als Tracht aufzufassen, erscheint mir nicht richtig, zumal die anderen Funde und die Felszeichnungen nur langes Haar erkennen lassen. Auch sonst entbehrt unser Quellenmaterial jeglichen Hinweises, der zu einem solchen Schluß berechtigen würde. Viel naheliegender ist m. E. eine Verbindung mit dem hier behandelten Brauchtum des Haaropfers, zumal wir für dieses schon aus der Bronzezeit Funde besitzen. Immerhin ist aber die Zuteilung nicht so einfach, denn auch dann liegen noch zwei Möglichkeiten vor: Haaropfer aus unbekanntem Anlaß oder aber Haaropfer anläßlich der Hochzeit. Das Alter des „Mädchens" — diese Bezeichnung wurde wegen des kurzen Haares und des Schnurrockes gewählt — beträgt etwa 20 Jahre; daß die Kürzung des Haares als Übergangsritus bei der Hochzeit erfolgte, ist also ohne weiteres möglich.

Das höchste Lob, welches das deutsche Volk erteilt, ist das der Echtheit. Zur Echtheit können wir uns nicht allein verhelfen: die Regierungen müssen dadurch das Ihre für uns tun, daß sie geflissentlich alles künstlich Gemachte fortschaffen, und daß sie mit sicherem Blick sachverständiger Liebe das Wachsen dessen befördern, was aus dem von Schutt gereinigten alten Boden emporkeimen wird: noch sind die Wurzeln unseres Wesens lebendig.

Lagarde



Die vier Haimonskinder als niederrheinisches Weihnachtsgebäck, 18. Jhdt.
Aufn. Heimatmuseum Emmerich

Sinnbild und Jahrweiser

Von Otto Paul

Schon mancher hat sich gewundert, warum die „kunstlosen" Bauernbilder so anheimelnd auf uns wirken. Besonders gilt dies von den ungelenken Zeichnungen des Steirischen Bauernkalenders. Wer jemals einen in der Hand gehabt hat, wird sich erinnern, daß er immer wieder hineinschauen mußte, um sich an den seltsamen Bildchen und Zeichen zu erfreuen. Und woher kommt das? Sicherlich nicht von den christlichen Heiligen und ihren Legenden, wie sie heute vorliegen. Diese sind so abgeschmackt, daß selbst die Kirche sie immer weniger als Erbauungsbücher für ihre Gläubigen verwendet. Es muß schon etwas anderes sein, was uns die alten Jahrweiserheftchen und Blättlein so lieb und wert macht. Des Rätsels Lösung bringt die Abhandlung von Alfred Pfaff-Solln „Vom heidnischen Symbol zum Heiligen-Attribut" in Germanien **10** (1938) Heft 7 und 8[1]: In den Bildchen des Mandlkalenders lebt immer noch, obwohl fast unkenntlich geworden, uralter arisch-germanischer Symbolgehalt. Dieser oder jener mag den Kopf schütteln und etwas von Sinnbild-Riecherei murmeln. Wer den Geist des deutschen Mittelalters kennt, mit seiner Einstellung zum Bildhaften und Typischen, der findet hieran nicht einmal etwas Merkwürdiges. Es ist ihm das alles ganz geläufig[2]. Trotz aller Schwierigkeiten werden wir, soviel ist sicher, bei streng wissenschaftlichem Vorgehen immer mehr Beweise für die Ansätze Alfred Pfaffs finden.

[1] S. 213—217 und 243—248.

[2] Für diejenigen Leser, denen die Bauernkunst ferner liegt, erinnere ich an die Darstellungen der romanischen und gotischen Domportale. Freilich braucht man auch hier einen Wegweiser, der den Symbolgehalt erschließt.

Am seltsamsten erscheint das Vorkommen der Odalrune als „Zange der Apollonia“, und die Gleichsetzung wird deshalb auch vielfach auf Zweifel stoßen. Diese zu zerstreuen gibt es aber Mittel und Wege genug. Einen kleinen Beitrag zu der Frage will ich heute liefern.

Die Odalrune muß einst mit dem Februar als der Vorfrühlingszeit verknüpft gewesen sein. Einem bestimmten Tag war sie ursprünglich wohl nicht zugewiesen. Wie Pfaff in seiner Abhandlung (S. 214) zeigt, bekam die heilige Apollonia sie als Zange. Seitdem steht sie in den Bauernkalendern über dem neunten Februar. Auch der schwedische Runenstabkalender von 1687[3] zeigt sie an dieser Stelle. In ihm ist die Runenform ꝏ auch noch deutlicher gewahrt. Zum Beweise, daß es sich tatsächlich um das Odalsinnbild handelt, müssen wir doch nun auch nachsehen, ob sich anderswo Hinweise finden, daß es zum Hornung eine Beziehung hat. Eine Durchsicht alter Jahrweiser daraufhin, wird sich bestimmt lohnen. Hier ein Beispiel:

In Hagenau lebte um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts der Schulmeister Konrad Dangkrotzheim (oder Dangprotzheim?)[4]. Er verfaßte als Lehrbuch für seine Zöglinge „Das heilige Namenbuch“[5]. Wie der ehrsame Schullehrer trotz seiner kirchlichen Einstellung noch mit dem echten Volksglauben verwachsen war, das zeigt die Tatsache, daß er um die Weihnachtszeit unter den christlichen Heiligen auch die milde B e r c h t e[6] aufmarschieren läßt. Doch das nebenbei. Uns geht für die vorliegende Frage der Hornung an. Welche Heiligen erwähnt Konrad Dangkrotzheim hier und wie führt er sie ein? Auffallend ist, daß Apollonia mit ihrer Zange ganz fehlt. Begreiflich dagegen, daß der dem Volkstümlichen nahestehende Reimschmied großen Wert auf den Licht-Heiligen Blasius legt. Beginnt doch auch der Februar bezeichnenderweise mit Mariä Lichtmeß:

> Hornung hat in seinem Beseß
> Brigitta und unser Frauen Lichtmeß.

Später heißt es dann:

> Blasius das Kindlein mußt' auch ehren
> Und trug ein Licht voll Himmelsschein.
> St. Agatha bracht eine Semmel herein.

Das Christkind erscheint ihm ganz deutlich als der junge Sonnenheld. Was aber hat es nun mit der Semmel auf sich, die St. Agatha hereinbringt? Man hat sich bisher hierfür immer auf einen ganz nebensächlichen Zug in der Agatha-Legende bezogen, indem man sagte, die Heilige habe zu Lebzeiten bei Hungersnöten oftmals geholfen. Deshalb soll ihr Konrad Dangkrotzheim die Semmel beigegeben haben. Diese Erklärung ist schon deshalb farblos, weil sie auf beinahe jede Heilige passen würde. Viele Fragen bleiben dabei offen, vor allem: „Warum ist es gerade eine Semmel, die dem Kindlein, dem neugeborenen Lichtträger gebracht wird? Um des Verses willen ist das Wort gewiß nicht gewählt. Hier würde auch „Wecken“ oder Ähnliches passen. Es muß also mit der Semmel eine besondere Bewandtnis haben: Wir erinnern uns, daß die Urform dieses Gebäckes, das wir sehr gut als Gebildbrot auffassen können, zweiteilig ist. Sie besteht aus zwei runden Wecken, die aneinanderstoßen und so die Form einer 8, oder besser gesagt, der Odalsrune ꝏ[7]

[3] Abbildung bei Herman Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit. S. 616 f.
[4] Sein Geburtsjahr liegt um 1372.
[5] Herausgegeben von Karl Pickel, Elsässische Literaturdenkmäler. Bd. I. Straßburg 1878. Neuhochdeutsche Bearbeitung von A. R. (= Reichlin-Meldegg). 3. Auflage unter dem Titel „Alte Gesellschaft kommt heute herbei“. München o. J.
[6] Zu ihr vgl. meinen Aufsatz „Zum Rauhnachtsglauben und -brauch in Steiermark“, Germanien **10** (1938). S. 136 ff.
[7] Vgl. v. Zaborsky, Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst. S. 48.



Julrad mit Roß, Storch und Drache. Altes Relief in Oberösterreich
Aufn. Messenböck

bilden. In einigen Gegenden Niederdeutschlands nennt man sie auch Knustsemmel[8] und unterscheidet sie scharf von anderem Gebäck, für das man etwa die Bezeichnung „Stuten“, „Pamel“ u. dgl. m. hat.

Es läßt sich nun weiter schließen: In unserem Namenbuch-Verfasser lebte noch das echte völkische Brauchtum seiner Zeit. Sein Werkchen legt an mehreren Stellen Zeugnis davon ab. Im Hornung bringt er auch die Odalsrune an, aber diesmal nicht als Zange der Apollonia, die er ganz beiseite läßt, sondern als das Gebildbrot, das sie darstellt, die Semmel[9].

Vielleicht lassen sich weiterhin in anderen Kalendern Züge finden, die ebenfalls auf das Fortleben der Odalrune deuten. Man muß sich freilich dazu in die Art, wie einst die Sinnbilder verwendet wurden, tief hineindenken. Der heutigen Zeit stehen diese Dinge, die unseren Vorfahren einmal so gang und gäbe waren, daß sie gar nicht als etwas Besonderes erschienen, meist zu fern. Ich hoffe deshalb, dem Leser einen Gefallen zu tun,

[8] Weil sie aus zwei „Knüsten“ besteht. Die Bezeichnung ist sicher alt. Zu beachten ist dazu der Reimverband mit niederdeutsch Füst (= Faust) und der Anklangverband mit Knolle, Knödel, Knopf, Knorpel, Knottel (pfälzisch = Kotballen), Knubbel (niederd.), Knebel (niederd. auch für Fingerknöchel), Knochen, Knorren, ferner Knüttel usw., die alle etwas Rundes von sonst unbestimmter Form bedeuten.
[9] Bekanntlich dienen als Attribut der Agatha sonst ihre beiden abgeschnittenen Brüste, die sie auf dem Arm trägt. Die Darstellung, die auch an die Abbildungen 45—47 erinnert, die Pfaff Germanien **10**, S. 247, bringt, zeigt auch der neue Bauernkalender. Vielleicht haben die beiden Brüste, wegen ihrer Form, sogar eine Beziehung zur Semmel und damit zur Odalsrune. In diesem Falle kann man schließen, daß die Legende von dem betreffenden Martyrium erst auf Grund der Verknüpfung mit diesen Sinnbildern entstanden ist.

wenn ich noch einige Bemerkungen über die Bedeutung des Bauernkalenders und sein Fortbestehen bis heute anschließe.

Pfaff hat in seinem Aufsatz in dankenswerter Weise entsprechende Bilder aus verschiedenen Jahrgängen zusammengestellt, so daß man die Entwicklung einzelner Figuren verfolgen kann. So zeigt sich zum Beispiel an der Darstellung der Apollonia, daß zuerst die Zange, also die Odalsrune, einen großen Raum einnimmt, daß sie dann immer mehr zusammenschrumpft, unkenntlich wird und schließlich im Kalender von 1867 ganz verschwindet. Es steht nur noch die Heilige mit Palmzweig da. Nun erscheint aber bis heute jedes Jahr in Graz ein sehr altertümlicher Bauernkalender, den man sich für wenige Pfennige leicht erstehen kann[10]. Hier tritt Apollonia wieder mit der Zange auf, die sie mit beiden Händen an den Stielen gepackt hält. Es ist also hier eine Überlieferung gewahrt, die außerhalb der von Pfaff aufgezeigten Entwicklung liegt. Das Gebilde ähnelt übrigens kaum einer Zange, sondern sieht ganz aus wie eine Odalsrune. Somit ist zu hoffen, daß auch übergangene Bauernkalender noch Stoff liefern. Eine Aufnahme sämtlicher erreichbarer Stücke wäre deshalb angebracht.

Endlich soll noch kurz auf die Frage hingewiesen werden, was die „höhere" Kunst für unsere hier berührten Aufgaben bietet. In erster Linie ist dabei Albrecht Dürer zu erwähnen. Wie nahe er dem symbolhaften Denken stand, lehrt schon das Bild „Die Melancholie". Die in diesem Kupferstich angehäuften Sinnbilder sind allerdings nicht gerade als volksmäßig zu bezeichnen. Dagegen finden wir anderswo bei ihm deutliche Anklänge sogar an unsere Bauernkalenderbildchen. Man mag sagen, die „Briefmaler" des 16. Jahrhunderts hätten bei dem „Großen" zufällige Anleihen gemacht. Das wäre aber doch nicht möglich gewesen, wenn er sie nicht angezogen hätte, wenn er nicht selbst volkstümlich gewesen wäre[11]. Betrachtet man die drei Bauern auf dem Titelblatt des Steirischen Mandlkalenders von heute, so denkt man unwillkürlich an das berühmte Bauernbild Dürers. Vielleicht hatte der Meister dieses sogar für einen ähnlichen Zweck bestimmt. Ganz auffällig ist aber die Übereinstimmung zwischen dem Kalenderbild zu Christi Himmelfahrt, das auch Pfaff unter seinen Beispielen aufführt[12], und der entsprechenden Darstellung in der kleinen Holzschnittpassion. Auch hier ist der ganze Sinnbildgehalt bewahrt. Es fehlen nicht die Fußstapfen und der Bogen, der bei Dürer wie eine aus Wolken zusammengeballte Kugel erscheint.

Vor einigen Jahren griff ein nicht unbedeutender Maler den Gedanken des Bauernkalenders auf: Maximilian Liebenwein, der mit großer Kunst für seinen „Neuen Deutschen Kalender"[13] kleine holzschnittartige Darstellungen zeichnete. Aber bei aller Vaterlandsliebe, die besonders aus den geschichtlichen Bildchen spricht, ging bei ihm wegen seiner kirchlichen Einstellung der eigentlich volkstümliche Gehalt und damit die eigenartige Symbolik immer mehr verloren. Seitdem hat sich unter unseren Künstlern wohl niemand um dieses Gebiet volkstümlicher Darstellungsformen gekümmert. Es wäre doch eine schöne Aufgabe, den Mandlkalender in geeigneter Weise wieder aufleben zu lassen.

[10] Neuer Bauernkalender. Verlag Leykam in Graz, Stempfergasse 3. Preis 0,27 RM. Die alten Holzschnitte sind unbeschadet ihrer Form anscheinend durch Zinkätzungen ersetzt worden, wodurch die Bilder jetzt klarer und kenntlicher sind. Mein Exemplar von 1911 zeigte sie noch arg verschmiert und fast nicht mehr zu deuten.

[11] Katholisch eingestellte Kunsthistoriker bezeichnen Dürer gern als kalten Realisten und oberflächlichen Effekthascher. Das wird schon durch die Gedankentiefe widerlegt, die auch dem fernerstehenden Betrachter allerorten auffällt. Wenn erst wieder der ganze Symbolgehalt seiner Bilder zum allgemeinen Besitz des Volkes geworden ist, wird das auch noch deutlicher hervortreten.

[12] Germanien 1938, S. 244.

[13] Es erschienen die Jahrgänge 1905—1922 und 1934 im Verlag der „Deutschen Gaue", Kaufbeuren.

Die sudetendeutsche Volkserzählung

Von W. Niederlöhner

Der gewesene tschechoslowakische Außenminister Dr. Kamil Krofta stellte einmal den Ansprüchen Deutschlands auf das deutsche Siedlungsgebiet die fadenscheinige Behauptung entgegen, der kulturelle Anteil des Sudetendeutschtums an der gesamtdeutschen Kultur sei so gering, daß Deutschland und das deutsche Volk aus einer Angliederung des Sudetenlandes und seiner deutschen Menschen keinen besonderen Gewinn zögen.

Inzwischen ist dieser ehemalige Günstling des nun ebenfalls abgetretenen Deutschenfressers Benesch verschwunden und Deutschland ist jetzt dabei, das von der tschechischen Kultur ausgehungerte und geknechtete sudetendeutsche Volk in seine Grenzen einzubeziehen. Beständen nun die Worte Kroftas zu Recht, dann erwüchsen für uns neben den Aufgaben, die das rein äußerliche Geschehnis der Übernahme in die deutsche Verwaltung mit sich bringt, auch kulturelle Aufgaben, das heißt: wir müßten den Sudetendeutschen erst einmal deutsche Kultur bringen und sie zu deutschen Kulturträgern erziehen. Aber diese Mühe bleibt uns erspart: was das Sudetendeutschtum mitbringt an Kultur, reiht es stolz an die Kulturhöhe der übrigen deutschen Landschaften, und so deutsch ist alles, was dort emporwuchs, daß der Anschluß nur Not und Qual beendet.

Jeder Deutsche kennt die Namen: Stifter, Ebner-Eschenbach, Rilke, Kolbenheyer, Watzlik, Hohlbaum, Strobl, Haas, Pleyer; diese Reihe umreißt nur ein Gebiet der sudetendeutschen Kulturleistungen. Mit Absicht jedoch werden diese Männer hier genannt, denn ihre Werke zeigen am klarsten und eindringlichsten den Boden, aus dem sie gewachsen und emporgeblüht sind, der ihnen Wesen und Gestalt gibt, so daß sie uns allen vertraut und zugehörig werden. Wer kennt nicht Stifters „Hochwald" oder „Bergkristall" oder „Feldblumen" und Watzliks „Pfarrer von Dornloh" oder „Der Teufel wildert", um nur einige zu nennen? Von der Heimat dieser Männer handelt ihr Werk, aus den Erzählungen ihrer Heimat haben sie es gefügt und geformt.

Märchen und Sagen gehören zum edelsten Gute eines jeden Volkes; seinen Glauben und sein Wesen, seinen Kampf und seine Wünsche, seine Seele selbst birgt es in ihnen und gibt ihnen damit Gestalt und Ausdruck. Kein Volksgut ist so arteigen wie Märchen und Sagen, sie sind gleichsam die Offenbarungen der Völker. Und so erfahren die immerhin noch augenfälligen Grenzen des sudetendeutschen Volkstums zum tschechischen bzw. die Gemeinsamkeiten zum reichsdeutschen in Siedlung, Tracht, Brauch usw. erst ihre tiefsten und offenkundigsten Merkmale in den Volkserzählungen. Und hätten die Sudetendeutschen nichts anderes mehr als ihre Sagen und Märchen, hätten sie nur noch ihren Glauben, so wären sie doch immer noch Deutsche. Ein Volk geht erst dann unter, wenn es seinen Glauben verloren hat.

Wer einmal eines der vielen Bücher durchblättert, die uns Sage und Märchen von jenseits der Berge bringen, wird mit staunenden Augen hinüber sehen über diese „natürlichen Grenzen" in ein Land und zu einem Volk, das so deutsch ist wie das Volk innerhalb der Reichsgrenzen. Ich nenne nur Jungbauers „Böhmerwald-Sagen" und „Böhmerwald-Märchen" und Altrichters „Aus dem Schatzberg". Sie bieten eine Fülle von Erzählungen aller Arten, wie wir es von jedem deutschen Buche ohne weiteres erwarten. Ja, in Altrichters Buche, welches das Erzählgut der Iglauer Sprachinsel bringt, läßt sich nicht nur von Erzählung zu Erzählung die Ähnlichkeit und Gemeinsamkeit nachweisen, welche diese Erzählungen mit dem deutschen Erzählgute hat, sondern darüber hinaus wird der Kenner des Erzählgutes der sogenannten Altstämme (Bayern, Franken, Sachsen, Thüringen) bald feststellen, daß die Sagen und Märchen der Iglauer Sprachinsel in ihrem Wesen viel altertümlicher, ursprünglicher und klarer wirken. Dies ist das

Zeichen der inneren Stärke der Iglauer Sprachinsel, die in einem bewußten Abwehrkampf gegen das mächtig anstürmende, fremde Volkstum ihre Kraft aus dem arteigenen Volkstum immer wieder neu gewann und daher dieses Volkstum als heiligstes Gut hütete. Ähnlich verhält es sich in den sudetendeutschen Grenzlandschaften, die als volkstümliche Rückzugsgebiete bezeichnet werden, und die, mit dem Blick auf das fremde Volkstum hin, „das alte Erzählgut ursprünglicher und umfangreicher erhalten haben als das benachbarte, binnendeutsche Gebiet". Ein gewisser „Einfluß der Nachbarvölker in den Sprachinseln und an der Sprachgrenze" soll damit nicht abgeleugnet werden, aber dieser Einfluß ist ohne tiefere Bedeutung; er läßt sich ohne weiteres feststellen, einmal in den Stoffen, die beiden Völkern gemeinsam sind, und dann dort, wo eine artfremde Erzählung übernommen wird, was selten genug vorkommt, und zwar sinnlos und nur des Reizes wegen, denn die in diesen Erzählungen erscheinenden Gestalten sprechen in den „deutschen" Erzählungen ihre Sprache (Tschechisch, Slowakisch) weiter.

So fehlen im sudetendeutschen Erzählgute alle jene seltsamen Erzählungen, die die Slawen so lieben und mit denen sie ihre Phantasie hochpeitschen, aber es fehlt keiner der Stoffe, die in den Sagen und Märchen der Altstämme gestaltet und geformt werden. Und nicht anders wie sich die Altstämme voneinander unterscheiden, können die Sudetendeutschen gegeneinander abgegrenzt werden. Ihre jeweilige Zugehörigkeit zu den Altstämmen ist so klar zu entscheiden, wie sie durch ihre sie alle verbindenden Gemeinsamkeiten eindeutig von den Nachbarvölkern abgegrenzt werden können.

All das, was die Bücher aus dem sudetendeutschen Erzählschatz bringen, ist ureigenster, deutscher Besitz, „hüben wie drüben". Und so lesen wir: von den Toten im Berge; von den Unterirdischen, die den Menschen helfen oder auch den Wechselbalg bringen; von den Wilden Frauen, die vorm Wilden Jäger fliehen; vom Umzuge des Wilden Heeres, wie es Heil und Unheil bringt; von weißen Frauen; von Grenzfrevlern, mit der üblichen Erlösung; vom Toten, der aus dem Jenseits berichtet; von Geldfeuern und Schätzen, die nach gelungener Hebung wieder versinken; vom Schatzberg, in dem die habgierige Mutter ihr Kind zurückläßt; vom Erlöser in der Wiege; von verwunschenen Jungfern; von Feuermännern; von Truden und Aufhockern; vom Teufel; von Freischützen; von Anweisungen, Macht über andere zu gewinnen; von Zauberbüchern; von Hexen und Hexenabwehr; von überstarken Menschen; von Riesen; von geisterhaften Wesen in Wald und Flur; vom Rübezahl usw.

Aber auch die Sagen, deren äußere Anlässe in den jüngsten Ereignissen der Geschichte zu finden sind, stimmen in ihrem innersten Kern und Wesen, in der Gestaltung und in der Darbietung so überzeugend mit denen überein, die aus ähnlichen Anlässen in jüngerer Zeit bei den Altstämmen entstanden sind, daß sie miteinander dartun, daß sie ebenso wie die alten und ältesten Erzählungen aus gleichem Blut und gleicher Seele geboren wurden. Grenzen zwischen hüben und drüben haben nie bestanden. —

Wer unsere alte Sprache erforscht und mit beobachtender Seele bald der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommner dünkt ihn die leibliche Gestalt der Sprache; je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher tut ihm, jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden.

Jakob Grimm

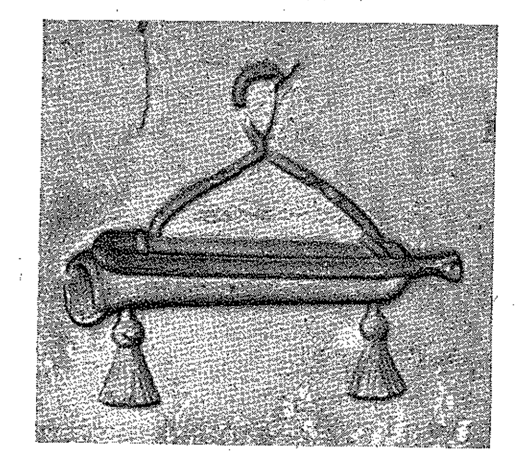
Die Fundgrube

„Odil-Schlinge" und Storchsymbol

1. Zu Zaborsky, **Urväter Erbe in deutscher Volkskunst,** Ausführungen über das Horn.

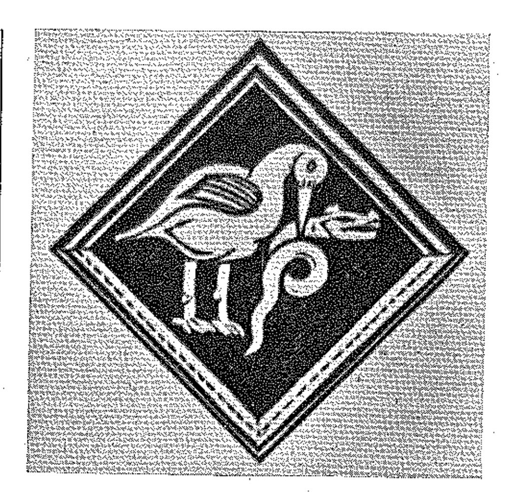
Dargestellt ist unter den Abbildungen zu diesen Ausführungen ein Horn, dessen Band (ohne am Horn befestigt zu sein) eine Odilschleife bildet. Das Horn (Zab. erinnert an die gehörnten Tiersternbilder) dürfte hier Sinnbild der Jahreswende sein (vgl. Zab.) — den gleichen Begriff versinnbildlicht das Odilband, so daß man zu einer ziemlich sicheren Deutung dieses Sinnbildes „Horn mit Odilband" als Versinnbildlichung der Jahreswende und Sonnenwende gelangt. — Das Horn diente auch zum Blasen. —

Auf einem Grabstein an der Heidelberger Peterskirche nun ist das Horn durch eine neuzeitliche „Anfallsform" vertreten, durch eine Trompete — das Band aber bildet auch hier die Odilschleife.

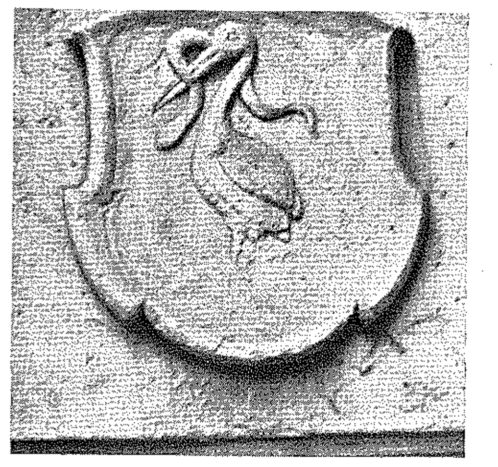


2. Zu Zaborsky, **Urväter Erbe,** Abb. S. 174.

Auf diesem Bild aus Bremm bei Kochem (Mosel) hält ein Storch eine Schlange im Schnabel, die sich in Form der Odilrune krümmt. Der Storch selbst mag durch Überlagerung zweier verschiedener Beobachtungen und der daraus erstehenden Vorstellungen zu seiner sinnbildlichen Aufgabe gekommen sein, als „Freund Adebar", als Gabebringer und somit vielleicht Lebensträger, die Kinder zu bringen. Die eine



Vorstellung ist die vom „Kinderbrunnen", zurückführend auf die Vorstellung vom Schicksalsborn, — der Storch ist am Wasser und im Quellengebiet oft anzutreffen — der Volksglaube vereinigt im Storch, der dann aus dem „Teich" die Kinder holt, Vorstellung und Beobachtung. Die zweite Vorstellung schließt sich an die Tatsache, daß die Bauernkinder meistens zur Frühlingszeit auf die Welt kommen, — in dieser Zeit erscheint auch der Storch als Frühjahrstier und bringt den Frühling mit, die Gewißheit der Jahreswende zum Aufwärts (in seinem „Gefolge" die „Frühlingskinder" — „natürliche" und menschliche). So kommt



man auch hier wieder zu der Vorstellung, daß der Storch die Kinder bringe.

Als Sinnbildtier der Sonnen- und Jahreswende begegnen wir oft der Schlange. Erscheint sie nun in Form der Odilrune geschlungen, so wird ihre sinnbildliche Bedeutung noch begreiflicher.

„Storch mit Schlange als Odilrune“ ist hier wahrscheinlich als ein zweiteiliges und doppelt-bedeutungsvolles Sinnbild der Sonnen- und Jahreswende zum Aufstieg anzusprechen. —

Auf einem Grabstein an der Peterskirche zu Heidelberg nun hat die Schlange, die der Storch im Schnabel trägt, nicht die Form der Odilschleife, sondern die der Urrune. Doch wird der Sinn des Bildes dem der Darstellung aus Bremm ähnlich sein, nur mehr nach der Meinung eines Lebens- (anstatt Licht-) Sinnbildes verlagert. Der Storch als „Aufstiegssinnbild“ trägt die Schlange als Ur-Rune, dem Zeichen der Erneuerung. Der Storch auch hier als „Adebar“. — Mit dieser Sinngebung erlangt das Sinnbild auf einem Grabstein tiefste Bedeutung. Dr. Kunn Müller.

Hirschmasken in der Mittwinterzeit. Im Gau Hessen-Nassau haben Nikolaus und Christkind gar seltsame Begleiter: Schimmel und Böcke, dreibeinige Esel und strohumwickelte Bären, Rübenköpfe und Vogelgestalten. Den eigenartigsten aber hat H. Winter in Gras-Ellenbach entdeckt, den „Hörnersnickel“ mit seinem Geweih aus zwei Rechen und dem Lammfell auf dem Kopf. Einer Vogelscheuche ähnlich, wird er von einem Burschen getragen und schreckt Kinder und Erwachsene, wenn er zum Fenster hereinschaut. Man hält eine solche Schreckgestalt wohl für eine Ausgeburt einer tollen Phantasie, die in ihrer Einmaligkeit ohne Sinn dazustehen scheint. Und doch führen von dieser grotesken Maske Linien in unsere früheste Vorzeit zurück, und wir dürfen hoffen, beim Verfolgen dieser Linien dem heute verschütteten Sinn der Gestalt näherzukommen.

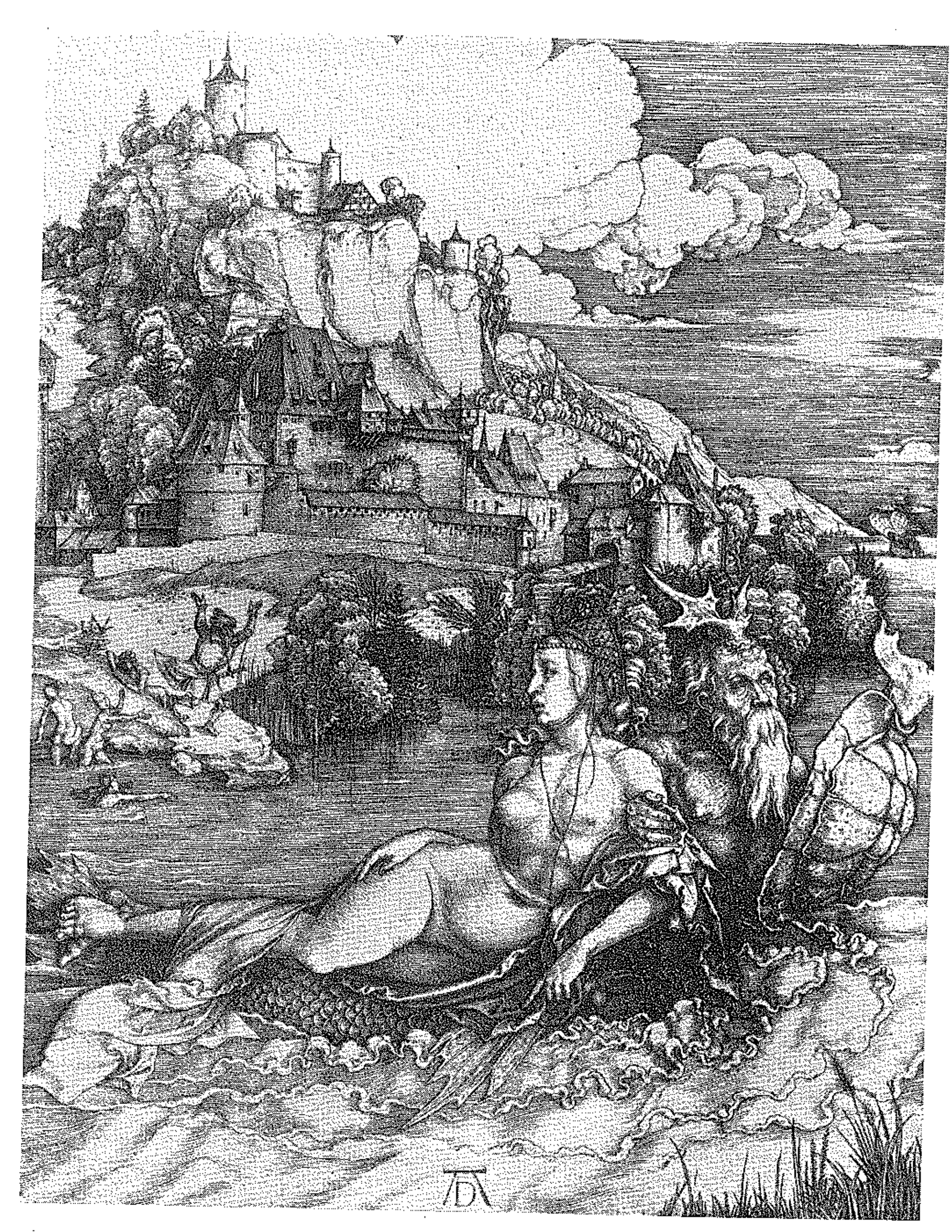
Es kann kein Zweifel sein, daß unser Odenwälder „Hörnersnickel“ eine Hirschgestalt darstellen soll und daß nur, weil Hirschgeweihe wohl kaum mehr zu erhalten sind, die Rechen mit ihren Zinken an deren Stelle getreten sind. Solche Hirschgestalten kommen als Begleiter des Nikolaus auch in Windischgarsten vor (Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr, 1934, 41), ja in der Rhön heißt der Nikolaus selbst manchmal „Herscheklas“ (Heßler, Hess. Landes- und Volkskunde II, 1904, 353) und sein Begleiter im Hennebergischen „Hersche-Rupperich“ (Meisen, Nikolausbrauch, 1931,

480), beide Bezeichnungen von der mundartlichen Form Hersch = Hirsch leicht ableitbar. Das gleiche gilt auch für den „Herscheklos“ eines Adventsspiels im Amt Gerstungen (Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele, 1901, 69).

Als Weihnachtsgebäck taucht ein „Hirsch“ in Heimertshausen bei Alsfeld auf; er ist das Geschenk für die Buben, während die Mädchen „Bobbe“ erhalten. Der Beschreibung nach hat er im übrigen nichts hirschartiges, sondern ähnelt ganz den Odenwälder Hasen, die selbst wieder zumeist mit einem Reiter versehen sind und also wohl den Schimmelreiter vorstellen sollen. Hirsche als Neujahrsgebäck gibt es auch sonst im Gau Hessen-Nassau, aber auch im Rheinland und in der Schweiz.

Nach dem bis jetzt Angeführten ist es ganz verständlich, daß auch bei anderen Umzügen der Mittwinterzeit Hirschmasken, oft an bevorzugter Stelle, erscheinen. So ziehen mit den Pongauer „schönen“ Perchten abscheuliche Tiergestalten, darunter solche mit Hirschköpfen, von denen sich einige in Museen erhalten haben. In Dänemark wird einer als Hirsch verkleidet und dann gejagt, wobei an Beziehungen zum Julbock zu denken ist (Stumpfl, Kultspiele der Germanen, 1936, 187). Außerordentlich altertümlich war ein Aufzug zur Weihnachtszeit in England, bei dem außer dem Hopsa-Schimmel sechs Tänzer auftraten mit Renntierköpfen auf den Schultern (Ztschr. für deutsches Altertum 5, 1845, 474). Nicht weniger beziehungsreich ist die geheimnisvolle englische Sage von dem Jäger Herne. Er wird durch einen Hirsch verwundet. Ein „dunkler Mann“ läßt die Hirnschale des Hirsches mit Geweih auf den Kopf des Verwundeten binden ... Später geht Herne verwirrten Sinnes in den Wald, die Hirnschale mit Geweih wie einen Helm auf dem Kopf, und erhängt sich ... Er wird zum Wilden Jäger. So wird hier deutlich, wie alle die Umzüge der Mittwinterzeit, in letzter Linie auch unsere Nikolaus- und Christkindumzüge, mit der Vorstellung von der Wilden Jagd zusammenhängen, die ja manchmal der Hirsch geradezu anführt, wobei er die ihm Folgenden in christlicher Umdeutung dem Teufel in die Arme führt.

Durchaus urtümlich und eigenwüchsig hat so die Hirschgestalt ihren Platz im Glauben und Brauch unserer Frühzeit. Bedenkt man dies, dann versteht man auch, warum vom 4. Jahrhundert an die Geistlichen fort und fort gegen die Hirschmasken eifern. Schon Ambrosius († 397) erwähnt, daß es in der Gegend von Mailand eine



Das Meerwunder oder „Der Raub der Amymone“ von Albrecht Dürer.
Der „Wassermann“ trägt das Hirschgeweih

Hirschmaskerade der Bauern an Neujahr gebe, wobei unsere Aufmerksamkeit hier dem genannten Zeitpunkt gewidmet werden soll, weil wir auch darin einen deutlichen Hinweis auf die Wilde Jagd sehen, die mit Vorliebe in den Zwölften umzieht. Die Neujahrskalenden sind auch in allen späteren Verboten genannt.

Bei der reichen Bezeugung von „Hirschspielen“ mit Hirschmasken im Norden (Faröer, Island, Norwegen, Dänemark (S. Stumpfl, S. 185—187) wird man weder

an keltischen noch an griechischen Ursprung denken, sondern die Hirschgestalt in die indogermanische Frühzeit zurückführen. Darauf deuten auch die Funde, die von Kellermann im Januarheft 1938 von „Germanien“ veröffentlicht wurden.

Die Beliebtheit der Hirschmaske ist auch heute noch groß, wenn sie auch — wohl einfach aus äußerlichen Gründen der Schwierigkeit der Geweihbeschaffung — seltener geworden ist. Es sei nur an die Werdenfelser Fastnacht und an den Schweizer „Hirschkönig“ erinnert, auch an die Sagen von den geheimen Festen im österreichischen Waldviertel, wo die Teilnehmer Hirschmasken tragen. Alle kirchlichen Verbote des frühen Mittelalters, die in ihrer Schärfe und dauernden Wiederkehr nur zu verstehen sind, weil sie etwas Altkultisches treffen sollten, haben ein Weiterleben nicht verhindern können — uns heute ein Zeichen, wie treu das Volk seine Überlieferungen auch unter widrigen Umständen bewahrt. Friedrich Mößinger.

Die Naturwissenschaften auf der Arbeitstagung der Staatlichen Bodendenkmalpfleger in Berlin

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hatte die auf dem Gebiet der Vorgeschichte tätigen Denkmalpfleger aus allen deutschen Gauen vom 19. bis 21. Oktober zu einer Arbeitstagung nach Berlin eingeladen. Wie stark das Bedürfnis nach einer derartigen Zusammenkunft unter den Vorgeschichtsforschern war, zeigte die weit über Erwarten rege Beteiligung. Nahezu hundert Bodendenkmalpfleger kamen zusammen.

Die Grüße des Ministers überbrachte bei der Eröffnung im Vortragssaal des Pergamonmuseums Ministerialdirektor Kunisch. Die Leitung der Tagung selbst lag beim Referenten für Bodendenkmalpflege im Ministerium, Prof. Dr. habil. Buttler, der sich seiner Aufgabe mit besonderem Geschick unterzog und dadurch wesentlich zum vollständigen Gelingen beitrug.

Nicht völlig zu Unrecht ist vor und um das Schicksalsjahr 1933 den „zünftigen“ Vorgeschichtlern von Außenseitern der Vorwurf der Erstarrung in einer lebensfernen, allein in sich selbst gefestigten Kathederwissenschaft gemacht worden. Um so stärker setzten sich in den Jahren der Erneuerung jene Kräfte durch, die das Erbe Gustaf Kossinnas gewahrt und schon immer in den Funden nur die Mittler zur Wiedererweckung vergangenen völkischen Lebens gesehen hatten. Heute, wo diese so oft mißverstandene Forschungsrichtung sich in Deutschland allgemein durchgesetzt hat, schickt sich die deutsche Vorgeschichtswissenschaft bereits an, ein neues Gebiet zu betreten. Sie beweist damit, daß sie nicht alt zu werden gedenkt, und sie hat gerade bei dieser Tagung gezeigt, daß sie erneut an einem Anfang steht. Die Naturwissenschaften, denen die Technik auf den Gebieten der Mikroskopie, Photographie, Chemie und physikalischen Chemie Forschungsmittel in die Hände gab, die in unserer Zeit erstaunliche Fortschritte sichern, greifen stärker denn je in die geisteswissenschaftlichen Sparten hinein. Sie machen so Kossinnas Ausdruck, daß unsere Wissenschaft „ihrem Stoff nach Naturwissenschaft und Geschichte ist“, erst wirklich wahr. Unter diesem ganz neuzeitlichen Blickwinkel der Anwendung naturwissenschaftlicher Aufschlußmethoden zur Gewinnung kulturgeschichtlicher Erkenntnisse[1] stand die Berliner Arbeitstagung.

Den Löwenanteil an Vorträgen und Vorführungen trug Dr. v. Stokar, Köln, ein Forscher, der aus dem Apothekerberuf zur Vorgeschichtskunde gekommen, das nötige Rüstzeug mikroskopisch-chemischer Kenntnisse mitbrachte, um auf breitester Grundlage die chemische Vorgeschichtsforschung in die Wege zu leiten. Die bis jetzt erzielten, im Schrifttum erst zum Teil niedergelegten Ergebnisse sprechen eine eindeutige Sprache. Die Universität Köln hat mit Unterstützung der um die deutsche Vorgeschichtskunde höchst verdienten rheinischen Provinzialverwaltung (Landeshauptmann Haake und Landesrat Dr. Apffelstädt) v. Stokar ein Laboratorium eingerichtet, das ihm künftig nicht nur die Möglichkeit bietet, Untersuchungen für die Fachkameraden durchzuführen, sondern vor allem junge Vorgeschichtler in den neuen Forschungsmethoden auszubilden. In zwei Vorträgen verbreiterte sich der Kölner Forscher über die Untersuchung organischer vorgeschichtlicher Reste und über Holz- und Holzkohlenanalysen. Haben die letzteren Untersuchungen besonders in der Altsteinzeitforschung immer eine große Rolle gespielt — erinnert sei unter anderem nur an die Arbeiten von Neuweiler, Zürich, und Elise Hofmann, Wien — so hat v. Stokar bei den chemisch-mikroskopischen Aufschlußmethoden das Verdienst, Neuland erschlossen zu haben. Die Hauptsache für die Erzielung einwandfreier Ergebnisse bleibt die richtige Erkenntnis des jeweiligen Chemismus des Bodens, der die Altsachen einschließt. Die Zersetzungsprozesse von Fleischteilen werden im allgemeinen weniger durch

[1] Vgl. L. Zotz u. W. v. Stokar, Die augenblicklichen Beziehungen der Vorgeschichtskunde zur Naturwissenschaft. Wiener Prähist. Zeitschr. XV.

die Mikroskopie als durch die Chemie geklärt. Jedenfalls wird man die organischen Reste künftig nicht weniger als Urkunden im kulturgeschichtlichen Sinne zu werten haben als die anorganischen. Fette z. B., die nur im Löß einem völligen Abbau unterliegen, sind in ihren Zwischenprodukten in anderen Böden noch zu fassen. Vielfach werden sogar Phytosterine von Cholesterinen, tierische von pflanzlichen Fetten zu unterscheiden sein. Welche praktischen Auswirkungen, d. h. Erkenntnisse das bei einer Ausgrabung erbringen kann, liegt auf der Hand. Es sei, als ein besonders häufig zur Frage stehender Fall, nur an jene Bodenverfärbungen erinnert, bei denen sich oft nicht mit Sicherheit bestimmen läßt, ob etwa Körperbestattete dort vergangen sind. Datierende Beigaben fehlen ja häufig. Heute wird aber ein Entscheid auf chemischem Wege möglich sein. Auch zur Gewinnung allgemeiner, kulturgeschichtlich bedeutender Nachrichten können in vielen Fällen solche Bestimmungen beitragen. So ist ja auch die Frage der Herkunft und Ausbreitung unserer Getreidearten durch v. Stokar in ein neues Licht gerückt worden. Es galt nur die nötigen Reagenzien zu schaffen, die jedem Ausgräber gestatten, derartige und ähnliche Untersuchungen im Gelände durchzuführen. v. Stokar hat sie geschaffen.

In einem anderen Vortrag sprach Direktor Dr. Gandert, Berlin, über die Wichtigkeit paläontologischer und zoologischer Bestimmungen von Wirbeltierresten. Es ist eine schon alte Klage der Vorgeschichtler, daß die heutigen Tierforscher nur mikroskopisch ausgebildet sind und Großknochen nicht mehr zu bestimmen vermögen. Gandert, selbst einer unserer wenigen Forscher, der gediegene zoologische Kenntnisse mit eben solchen vorgeschichtskundlichen verbindet, zeigte Wege der Abhilfe dieses Mißstandes auf. Wie wichtig aber Bestimmungen von Tierknochen sind, zeigt beispielsweise der Nachweis des Pferdes, das für die Ausbreitung der Indogermanen von so durchschlagender Bedeutung wurde und dessen Zähmung entgegen der alten Meinung nicht in Asien, sondern wie jungsteinzeitliche Funde beweisen, in Europa erfolgt ist.

Einen guten, scharf kritisch beleuchteten Einblick in den gegenwärtigen Stand der Blütenstaubkunde (Pollenanalyse) vermittelte der Vortrag Dr. Schütrumpfs, Berlin. Von den Ergebnissen beim Einsatz petrographisch-mikroskopischer Methoden zur Dünnschliffuntersuchung von vorgeschichtlichen Stein- und Irdenwaren hat man vielleicht ursprünglich mehr erwartet. Der Vortrag von Dr. Schmitt, Bonn, über die Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes der Gesteinskunde (Petrographie) bei der Untersuchung vorgeschichtlicher Funde hätte gewonnen, wenn auch die bekannten Dünnschliffuntersuchungen von Feuersteinen wie sie Studienrat Wetzel, Eutin, durchführte, herangezogen worden wären.

Bei der fortgeschrittenen heutigen Grabungstechnik sind die Möglichkeiten der Konservierung früher weder zu bergender noch zu erhaltender Altsachen erheblich gestiegen. So war es ein glücklicher Gedanke, daß Prof. Dr. Brittner, Berlin, die Tagungsteilnehmer an dem Schatz seiner reichen Erfahrungen bei der Untersuchung und Konservierung von Altertumsfunden teilhaben ließ.

Neben rein denkmalpflegerischen Referaten und fruchtbringenden Aussprachen im Anschluß an einen Bericht von Dr. Kersten, Kiel, über seine Erfahrungen bei der vorgeschichtskundlichen Landesaufnahme in Schleswig-Holstein wurden durch zwei Referate von Dr. Garscha, Karlsruhe, und Direktor Dr. habil. Zotz, Berlin, auch die von Prof. Lais, Freiburg, ausgearbeitete Auswertung molluskenkundlicher Bestimmungen für die zeitliche und klimatische Datierung sonst fundleerer Anlagen oder Gräber behandelt.

Besonderen Beifall fand ein Vortrag von Dr. Rudolph, Braunschweig, der anläßlich der Herausstellung einer nicht naturwissenschaftlichen Hilfswissenschaft der Vorgeschichtskunde, nämlich der Bauforschung besonders eindrucksvolle und sichere Wiederherstellungsbilder altnordischer Bauweise vorführte.

Fanden schon bei den Vorträgen rege wissenschaftliche Aussprachen statt, so war hierzu eine weitere Möglichkeit bei den praktischen Vorführungen, die an einem Tag im Gelände stattfanden, gegeben. Besichtigt wurde die Ausgrabung der swebischen Siedlung, die das Märkische Museum (Direktor Dr. Gandert und Dr. des. Behm) bei Cablow, Kr. Beeskow-Storkow, durchführte, sowie die Grabungen des Brandenburgischen Landesamts für Vor- und Frühgeschichte (Direktor Dr. habil. Zotz und Obermagistratsrat Dr. Bestehorn) bei Krampnitz' Kr. Osthavelland, wo ebenfalls swebische Siedlungen und frühgeschichtlich-slawische Körpergräber freigelegt wurden. Hatte Direktor Dr. Holter, Schneidemühl, durch Vorführung eines von ihm eigens für diese Veranstaltung zusammengestellten Films schon ansprechende, von ihm erdachte Neuerungen im Ausgrabungswesen gezeigt, so galt es in Cablow und Krampnitz die in den Vorträgen aufgenommenen Methoden nunmehr praktisch zu erproben. Das geschah mit

Hilfe eines Feldlaboratoriums durch Dr. v. Stokar, der bei seinem exakten und stets von dem erwartenden Erfolg gekrönten analytischen Arbeiten viel Bewunderung bei den den chemischen Formeln gramen Vorgeschichtlern einheimste. Leicht faßbarer waren für die Nichtnaturwissenschaftler Dr. Schütrumpfs, nach bestimmten Gesichtspunkten ausgeführten Bohrungen und die Entnahme einer Bodenfolge mit Hilfe der Lackfilmmethode durch Dr. des. Behm.

Der letzte Nachmittag sah die Tagungsteilnehmer bei der Agfa. Dabei bekamen die Vorgeschichtsforscher und Denkmalpfleger einen Einblick in den gegenwärtigen erstaunlich hohen Stand der Farb- und Infrarotphotographie. Die Ausführungen Dr. v. Bielers, verbunden mit praktischen Vorführungen, ließen deutlich werden, daß beide Methoden ganz neue Möglichkeiten für unsere Bestrebungen erschließen. Das wurde besonders klar durch ausgezeichnete, völlig, natürliche Verhältnisse wiedergebende farbige Grabungsbilder von Direktor Dr. habil. Jankuhn, Kiel, Dr. Wilde, Wollin, und Dr. des. Behm.

Die Tagung, vom Geist freundschaftlichster Zusammenarbeit aller Beteiligten getragen, vermittelte außerordentliche Anregungen. Die führenden Bodendenkmalpfleger und ihre Mitarbeiter aus Königsberg, Elbing, Danzig, Schneidemühl, Breslau, Beuthen, Ratibor, Wien, Stettin, Berlin, Dresden, Halle, Braunschweig, Hannover, Trier, Marburg, Kiel, Oldenburg, Münster, Bonn, Wiesbaden, Karlsruhe, Mainz und Stuttgart waren anwesend. SS-Hauptsturmführer Sievers, der Reichsgeschäftsführer der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", machte die Teilnehmer zwischen den Vorträgen in knappen klaren Ausführungen mit den Richtlinien des „Ahnenerbes" bekannt. Mit seiner programmatischen Ablehnung aller Schwarmgeisterei und mit dem Bekenntnis zu den Methoden einer exakten Wissenschaft erntete er bei den Vorgeschichtlern, die seit langem auf derselben Grundlage an den Quellen des Werdens unseres Volkes, um dieses Volkes, seiner Vergangenheit und Zukunft willen, arbeiten, besonderen Beifall.

L. Zotz.



Die nordische Welt. Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker. Unter Mitwirkung von Fred F. Domes herausgegeben von Hans Friedrich Blunck. Propyläenverlag Berlin.

Das stattliche, mit sehr guten Abbildungen versehene und 650 Seiten umfassende Buch ist die Gemeinschaftsarbeit zahlreicher deutscher und skandinavischer Gelehrter. Der Ausgangspunkt ist eine gemeinsame Anschauung vom niederdeutsch-skandinavischen Norden her, der Landschaft der Megalithgräber und jener Frühkultur, die bis heute als eine gemeinsame Lebensgrundlage erkennbar und fühlbar ist. Die nordgermanische Frühzeit wird in dem ersten Oberabschnitt von verschiedenen Seiten her beleuchtet; neben der sehr ansprechenden Einführung von Blunck möchte ich da besonders auf den Beitrag von Strzygowski über die Grundlagen der germanischen Kunst verweisen. Das Werden der nordischen Mächte bis zum Beginn der Neuzeit findet eine vielseitige und doch im ganzen geschlossene Darstellung im zweiten Oberabschnitt; die Entfaltung des Nordens bis zur Gegenwart setzt die Entwicklung bis in unsere Zeit fort. Der vierte und letzte Oberabschnitt behandelt „Die Länder des Nordens und Deutschland" in ihren mannigfachen Beziehungen. — Das Buch ist vor allem eine höchst wertvolle Fundgrube für Bild- und Sachfunde, die man sonst selten antrifft; der Verlag hat hier ausgezeichnete Arbeit geleistet. Die Einzeldarstellungen sind durchweg gut; bei der Vielheit und Vielfältigkeit der Mitarbeiter ließ es sich allerdings nicht ganz vermeiden, daß die einzelnen Abhandlungen zuweilen mehr nebeneinander stehen, als ineinander eingreifen. Auch die häufig zu spürende, geübte Hand des Herausgebers hat das nicht ganz auszugleichen vermocht. Doch ist das Buch als Ganzes ein Sammelwerk, wie wir es noch nicht haben; dem Freunde der Germanenkunde wird es sehr viel Wissen und ebensoviel lebendige Anregung vermitteln.

Plaßmann.

Eduard Sturms, **Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum.** Vorgeschichtliche Forschungen, Heft 10. 8°, VIII und 155 Seiten mit 28 Tafeln und 6 Karten. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936.

In dieser Veröffentlichung wird der Fundstoff der älteren Bronzezeit (die Perioden I bis III nach O. Montelius) in einem als „Ostbaltikum" bezeichneten Gebiet zusammengestellt, das die Länder am Südostgestade der Ostsee umfaßt: Lettland, Litauen, Ostpreußen, Danzig und die ehemals zu Westpreußen gehörigen Teile von Polen sowie die an Litauen und Ostpreußen östlich und südlich angrenzenden Gegenden von Polen und Rußland. Das Hauptgewicht liegt auf einer mit größter Sorgfalt durchgeführten Zergliederung des Formenbestandes. Waffen, Werkzeuge und Schmuck aus Bronze, wie auch die in geringer Menge vorliegende Tonware erfahren eine eingehende Behandlung, die vielfach zu neuen, wertvollen Erkenntnissen auf dem Bereiche der Formenkunde leitet. Das Ergebnis dieser verdienstvollen Arbeit ist die Feststellung, daß auf ostbaltischem Gebiet in der älteren Bronzezeit zwei von Grund aus verschiedene Kulturen verbreitet waren, von denen die eine, aus dem Westen kommend, allmählich nach Osten vordrang, während die andere als bodenständig angesehen werden darf; diese machte eine von westlichen Einflüssen nahezu unberührte Entwicklung durch. Die von manchen Forschern vertretene Ansicht, daß in Ostpreußen in der älteren Bronzezeit eine einheitliche Bevölkerung bestanden habe, läßt sich somit nicht aufrechterhalten.

Kurt Willvonseder, Wien.

Kilian Schiefer, **Der fränkische Kratzputz.** Neuer Filser-Verlag, München. 4,80 RM.

Schiefer behandelt damit eine bislang wenig bekannte und beachtete Leistung fränkischer Volkskunst, die erfreulicherweise noch in lebendiger Blüte steht. Es handelt sich nicht, wie der Titel vermuten läßt, um die Behandlung einer Sonderfrage, die nur innerhalb des Fachs auf Anteilnahme rechnen kann, sondern Verfasser hat eine lebensvolle Schilderung gegeben, die bei aller Sorgfalt im einzelnen die Richtung auf das Wesentliche nicht verliert. Wenn er sagt (S. 4): „Die Kratzputzkunst war also ursprünglich Weihe, kein Füllwerk, dem ein Bedürfnis nach Verschönerung primär zugrunde gelegen wäre", so ist das bei ihm nicht erst Grundsatz und Forderung, sondern eine Erfahrung und im gegebenen Zusammenhange von Bedeutung für die Sinnbildforschung allgemein.

Echt und altertümlich ist diese Gestaltung sowohl dem landschaftlich üblichen gemäß, als auch innerhalb dieses Rahmens Ausdruck der persönlichen Eigenart des Musters. Das erinnert an die Kunstübung des Mittelalters, deren ursprüngliche Anonymität im Zusammenhang steht mit ihrer starken Überlieferungsgebundenheit und -treue in den tieferen seelischen Bezirken — und dort muß die Kontinuität gesucht werden. Das häufigste Muster ist die Schlangenlinie. Dabei darf man vielleicht an den Volksglauben mancher Gegenden denken, daß die Hausotter (Kobold, Hausgeist) ebensowohl als unter dem Herd oder im Keller auch unter der Schwelle (Wuttke, 750) oder in der Wand (Fischer, Schwäb. Wörterbuch I, 1271) wohne, also an der Grenze des Hausbezirkes; auch vermutet der Volksglaube Bauopfer besonders in den Mauern von Gebäuden und Städten, wo man solche tatsächlich gefunden hat (in Harburg, vgl. Sartori, Ztschr. f. Ethnol. 30, S. 51). Häufig sind ferner Lebensbäume, teils mit Wurzeln, auch dreistufige darunter (S. 41, S. 48); Sonnen; „Rauten"; einmal kommt eine Art Ungeheuer vor (Abb. 25). Auf diese Dinge hätte im einzelnen mehr eingegangen werden können.

Ein besonderer Abschnitt gilt den Inschriften. Den Schluß bilden ein Vergleich mit ähnlichen Arbeiten in Hessen, Thüringen, Sachsen und den Vierlanden sowie eine Karte.

Hans Bauer.

Feichtenbeiner, **Bauernbrauch in Altbayern.** Bruckmann-Verlag, München.

Das Buch „Bauernbrauch im Jahreslauf" von Hans Strobel (in der Schriftenreihe des „Ahnenerbe") hat eine Ergänzung erhalten in der landschaftsgebundenen Veröffentlichung Feichtenbeiners über den „Bauernbrauch in Altbayern". Allein schon die Auswahl der Photos zeigt dem, der aufmerksam dem jeweiligen Wechsel des dargestellten Brauchtums folgt, wie fein das Verhältnis zum Jahreslauf abgestimmt ist. Was Strobel für das gesamtdeutsche Bauerntum dargestellt hat, ist von Feichtenbeiner aus dem eigenen Erleben heraus für sein bayrisches Heimatland geschildert worden. Dabei tritt das bezeichnend Bayrische dieser Bräuche unmittelbar hervor. Indem der Verfasser gelegentlich Hinweise auf älteres volkskundliches Schrifttum einfügt, regt er außerdem noch die Heimatforscher an, dem Überlieferungsreichtum des niederbayrischen und oberbayrischen Bauerntum nachzugehen und ihn wieder richtig zu pflegen. — Daß über die Deutung von Einzelbräuchen und über die Deutung von Sinnbildern, die der Verfasser in einer Zusammenstellung ausspricht, Meinungsverschiedenheiten bestehen, schmälert den Wert des auch hinsichtlich des Bildmaterials trefflich ausgestatteten Buches keineswegs. Es wäre sogar wünschenswert, wenn diese an das Bayrische gebundene Schilderung einige Seitenstücke aus dem Schwäbischen, Thüringischen, Niedersächsischen oder Schlesischen erhielte. Gerade die landschaftliche Sonderform bei der Gestaltung eines jahreszeitlich gebundenen Brauches zeigt uns die ganze Tiefe bäuerlichen Gemütes. Feichtenbeiners Buch hat uns einen wesentlichen Einblick in die Schönheit bayrischer Lebensgestaltung gewährt.

Siegfried Lehmann.

Handlexikon der deutschen Vorgeschichte, Dr. W. Barthel, Dr. C. Atzenbeck. 2. Auflage, von Dr. W. Bohm. München 1938, Verlag W. Kürzl.

Der Vorteil eines Lexikons soll für den Nachschlagenden darin bestehen, daß er die zahlreichen Sondergebiete von einer jeweils zuständigen Autorität bearbeitet findet. Es widerspricht also eigentlich diesem für das allgemeine Vertrauen zu solchem Werk wichtigen Sinn, daß es von nur einer Hand betreut wird. Die Schwierigkeiten erhöhen sich noch durch den außergewöhnlich engen Rahmen von nur 432 kleinen Seiten und durch den Zwang, wie beim kleinen Plötz die Abbildungen nur in der alles gleichmachenden Form von Strichätzungen nach stark stilisierenden Zeichnungen zu geben. Dabei sind die Vorteile der Zeichnung nicht einmal voll verwertet: bei etwas liebevollerer Pflege wäre es ein Leichtes gewesen, die zusammengestellten Gruppen — etwa der Keramik, der Fibeln, der Waffen und Geräte — immer in einheitlichem Maßstab darzustellen und diesen Maßstab auch anzugeben; auch ist es verdrießlich, ein so schlechtes Bild wie das „jütische Einzelgrab" auf Seite 190 und 298 zweimal zu sehen. Wenn die Verfasser wüßten, wie ein griechischer Tempel wirklich aussieht, hätten sie wohl auch die scheußliche Abbildung auf Seite 148 durch eine andere aus vielen tausend besseren ersetzt.

Es ist nicht zu erkennen, daß mit dieser Neuauflage des Buches den Freunden der deutschen Vorgeschichte ein guter Dienst erwiesen wurde.

Hans Schleif.

Werdendes Land am Meer. Landerhaltung und Landgewinnung an der Nordsee. Herausgegeben im Auftrage des Instituts für Meereskunde zu Berlin von Georg Wüst. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin, 1937.

Der vorliegende Sammelband gibt einen allgemein verständlichen Überblick über Geschichte und Probleme der Landerhaltung und Landgewinnung an der Nordsee. So berichtet H. Gripp über die Geschichte der Nordsee, über das wechselnde Vordringen und Zurückweichen des Meeres, die klimatischen Schwankungen, wechselnde Faunen und Kulturen (Archaikum) bis zur Jetztzeit. Weitere Beiträge behandeln die Deichanlagen auf dem Festlande und auf den Inseln. Von besonderem Wert ist der Bericht von K. H. Jakob-Friesen über die Warfen oder Wurten als Zeugen untergegangener Kulturen an der deutschen Nordseeküste. Die Warfen verfolgen als Wohnhügel denselben Zweck wie die Deiche. Sie werden schon von Plinius dem Älteren erwähnt, der die Kultur der Warfenbewohner als äußerst primitiv darstellt. Allein die Erforschung der Warfen gibt ihm in keiner Hinsicht recht. Verfasser gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte der Warfenforschung und deren Ergebnisse, wobei er sich besonders auf Ergebnisse van Giffens stützt. Eine Fülle von Gefäßen und Schmuck legt Zeugnis ab von einer hochentwickelten Kultur. Die aufgefundenen Hausgrundrisse sind von einer noch nie erreichten Vollkommenheit und sind für die vorgeschichtliche Hausforschung von ganz besonderer Bedeutung. Weitere Funde geben über die Haustiere und über die Bedeutung von Jagd und Fischfang Auskunft. Der Weihestein von Leuwarden und das Runenstäbchen von Westeremden sind wichtige religionsgeschichtliche Belegstücke. Der knappe Überblick zeigt die Wichtigkeit der Warfenforschung für die Erkenntnis der Kultur unserer Ahnen.

Herta Groß.

Wilhelm Fay, **Grüninger Namengebung.** Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, hg. von A. Götze und K. Vietor. Bd. 59. Verlag von Münchowsche Universitäts-Druckerei Otto Kindt G. m. b. H., Gießen 1938. 60 S. 2,50 RM.

Fay untersucht in seiner Arbeit die Namen der Familien Grüningens im Hinblick auf ihre Entstehung und versucht die Gründe der dörflichen Namengebung (Übernamen, Hausnamen, Doppelnamen, Namenwechsel) aufzuhellen. Volkskundlich ist es dabei von besonderem Wert, daß Fay mit den dörflichen Verhältnissen genau vertraut ist und das geschilderte Brauchtum in allen Einzelheiten kennt. Das Hauptgewicht der Arbeit liegt auch auf der Gegenwart, während die Namen der vergangenen Jahrhunderte nur vorsichtig eingeordnet werden, falls nicht urkundliche Nachrichten eine Fehldeutung ausschließen. Die Aufschlüsse der Untersuchung sind für die Familiennamenforschung von großer Bedeutung, und es wäre zu wünschen, daß ähnliche Arbeiten aus anderen deutschen Landschaften das hier gewonnene Bild ergänzen und erweitern.

Gilbert Trathnigg.

Ob ich gleich weiß, daß sehr viele Rezensenten die Bücher nicht lesen, die sie so musterhaft rezensieren, so sehe ich doch nicht ein, was es schaden kann, wenn man das Buch lieset, das man rezensieren soll. Lichtenberg

---

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrg., Nr. 32, 10. Nov. 1938. Walter Baetke, **Religion und Politik in der Germanenbekehrung.** Neben die einseitige kirchengeschichtliche Betrachtung der Christianisierung der Germanen ist in letzter Zeit eine religionsgeschichtliche getreten. Auch diese ist in Gefahr, Fehler zu begehen, wenn sie einen „individualistisch-psychologischen Religionsbegriff" zugrunde legt. Das eigentliche Problem der Bekehrung ergibt sich erst, wenn erkannt wird, „daß die germanische Religion — wie ursprünglich alle indogermanischen Religionen — eine nationale Kultreligion war und daß das Verhältnis zu anderen Religionen und Weltanschauungen dadurch entscheidend bestimmt wurde". Politik, Recht und Religion ist in germanischer Zeit eine Einheit. „Es läßt sich zeigen, daß auch in solchen Fällen, wo man bisher ausschließlich politische Motive gesehen hat, die von den politischen Instanzen getroffene Entscheidung mit ihrer Wurzel in die religiöse Sphäre hinunterreicht. Die Bekehrung Islands ist ein besonders aufschlußreiches Beispiel dafür. Wenn zum Beispiel auf dem Allthing des Jahres 1000 der heidnische Gode Thorgeir sich für das Christentum entscheidet, um den „Frieden" zu retten, so kann man diesen Entschluß nur dann recht würdigen, wenn man den religiösen Gehalt, den der Begriff des ‚Friedens' in sich barg, berücksichtigt." — **Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit,** 14. Jg., Heft 8/9, 1938. Das neue Doppelheft des Nachrichtenblattes ist der vorgeschichtlichen Forschung des Rheinlandes gewidmet. K. Tackenberg berichtet über die Eröffnung des neuen Institutes für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Bonn. Die weiteren Beiträge geben Übersichten über die Grabungen im Aachener, Düsseldorfer, Koblenzer, Kölner und Trierer Bezirk. Neue Funde sind in zahlreichen Abbildungen wiedergegeben. — **Rasse,** 5. Jg., Heft 10. Wilhelm Kraiker, **Die Einwanderung der Nordstämme nach Griechenland.** In Ergänzung seines Aufsatzes im Januarheft der „Rasse" 1937 über die Frühgeschichte Griechenlands, über den hier berichtet wurde, kann der Verfasser neue Ergebnisse mitteilen. Es ist dies vor allem der neuen, gründlichen Untersuchung von Siegfried Fuchs (Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen, Berlin 1937) zu verdanken. Wichtig ist folgende Feststellung von Fuchs: „Die erschlossene früheste Verbreitung der griechischen Dialekte deckt sich im großen Ganzen für das Jonische mit dem Kerngebiet der frühhelladischen Kultur, für das Äolische mit dem Gebiet der bandkeramisch-thessalischen Kultur, also mit den Siedlungsgebieten zweier rassisch verschiedener Bevölkerungen, die als Unterschichten unter den nordischen Herren weiterlebten und im Laufe des 2. Jahrtausends sich zum Teil mit ihnen mischten." — **Die Kunde,** Jg. 6, Nr. 9/10, 1938. Meier-Böke, **Zur Kartenaufnahme urgeschichtlicher Rundhügelbestattungen im Weserbergland.** Meier-Böke hat die Verbreitung der Stein- und Erdhügelbestattungen in einer geschlossenen Landschaft des Wesergebietes untersucht. Wichtig ist die Erkenntnis, daß die frühbronzezeitlichen Steinhügelgräber durchweg an die höheren und höchsten Geländelagen gebunden sind, die endjungsteinzeitlichen die tieferen Lagen einnehmen. — Carl Borchers, **Der Alt-Goslarer Fachwerkbau und sein sinnbildlicher Schmuck.** Borchers gibt eine Übersicht über teilweise sehr altertümliche Sinnbilder, die in den Schnitzereien an Goslarer Häusern auftreten. — **Wörter und Sachen,** Neue Folge Bd. 1, Heft 3, 1938. Otto Paul, **Exegetische Beiträge zum Awesta.** Otto Pauls „Studien über den Fimbul-Winter und die Sintflut" gehen aus von der Behandlung einer wichtigen Awesta-Stelle (Vidēvdāt 2), die in einen größeren Rahmen gestellt wird. Nur einer solchen vergleichenden Betrachtung, wie sie hier in vorbildlicher Weise durchgeführt wird, gelingt es, die Angaben der einzelnen Texte voll auszuwerten. Dem Verfasser ist es vor allem auch darum zu tun, den Anteil des Indogermanentums am geistigen Leben Vorderasiens herauszustellen, während man bisher, wie er mit Recht hervorhebt, „bei den geistesgeschichtlichen Denkmälern aus Vorderasien zu häufig unbesehen auf semitische oder allenfalls sumerische Herkunft geschlossen" hat. Wir heben noch hervor, daß außer den iranischen und indoarischen Überlieferungen über den gro-

ßen Winter und die Flut die entsprechenden Überlieferungen der Edda eingehend behandelt werden und sich wichtige Aufschlüsse über den „Urmenschen“ im indogermanischen Glauben ergeben. — Willy Krogmann, **Der Name der ewigen Stadt.** In eingehender Auseinandersetzung mit dem Versuch von W. Schulze und Herbig, den Namen Rom aus dem Etruskischen herzuleiten, zeigt Krogmann, daß es sich vielmehr um ein indogermanisches Wort handelt, daß nahe Entsprechungen im Germanischen hat. Roma ist die „Stadt am Strom“ (zur indogermanischen Wurzel *reu „fließen“), nahe verwandt ist der norwegische Flußname Raum-elfr (von *raumaR „Strom“). — **Hessische Blätter für Volkskunde,** Bd. 36, 1937. Viktor v. Geramb, **Urverbundenheit.** In seinem ausführlichen Beitrag äußert sich Geramb zur Lage der Volkskunde. Eingehend setzt er sich mit Naumann auseinander und hebt hervor, daß es notwendig ist, entgegen der „schon allzu lange andauernden Angst vor der Romantik... nun endlich wieder einmal die ungeheuren Verdienste und die gewaltigen Tiefen zu erkennen, die die Romantik für alle Geisteswissenschaften und ganz besonders für ihr ureigenstes Kind, für die deutsche Volkskunde erschaut und erschlossen hat. Denjenigen, die immer noch vor einem Rückfall in die romantische Volkskunde warnen zu müssen glauben, gibt Geramb folgendes zu bedenken: „Wenn unter ‚Romantik‘ das verstanden wird, was sie im tiefsten Grunde ihres Wesens wirklich gewesen ist, ein Abhorchen des Herzschlages unseres Volkes, ein Heimfliegen des Geistes in die Gründe primärer Urverbundenheiten, dann können wir diesen ‚Rückfall‘ nur aus ganzem Herzen segnen!“ — Karl Frölich, **Die Schaffung eines „Atlas der rechtlichen Volkskunde für das deutschsprachige Kulturgebiet“.** Die Bedeutung der rechtlichen Volkskunde wird heute von niemand mehr verkannt, es wird daher allgemein begrüßt werden, daß Prof. Frölich die Aufgabe in Angriff genommen hat, einen großen Atlas der rechtlichen Volkskunde zunächst für das deutsche Kulturgebiet zu schaffen. Über Einzelheiten des Planes unterrichtet sein Aufsatz, der im wesentlichen die Darlegung wiedergibt, die Professor Frölich auf dem 5. Deutschen Rechtshistorikertage in Tübingen vorgetragen hat. — Das umfangreiche Heft enthält ferner mehrere wichtige kleinere Beiträge und eine 50 Seiten umfassende Bücherschau. — **Zeitschrift für Namenforschung,** Bd. 14, Heft 2, 1938. W. Kaspers, **Schematismus in den fränkischen Siedlungsanlagen und deren Namen?** An Hand zahlreicher Kartenskizzen zeigt der Verfasser, daß im gesamten fränkischen Siedlungsgebiet Orte mit gleichem oder ähnlichem Namen in der Anlage einander zugeordnet sind. Ohne daß für das ganze Gebiet gleiche Maße festgelegt werden können, ist doch immer wieder zu beobachten, daß Orte gleichen oder ähnlichen Namens gleich weit voneinander entfernt angelegt sind. Auf Erklärungen läßt der Verfasser sich nicht ein, wirft aber mehrfach die Frage auf, ob „die Franken die Vorliebe für systematische Anlage von Orten von den Römern übernommen haben“. Insbesondere nach den neuen, gründlichen Untersuchungen zur sakralen Siedlung von Dr. Werner Müller (Deutsches Ahnenerbe, Bd. 10) läßt sich aber doch vermuten, daß eine Vorliebe für geordnete Siedlungsanlage auch germanisch gewesen ist. Jedenfalls verdient die Beobachtung des Verfassers, die mit allem Vorbehalt vorgetragen wird, genaue Beachtung. — Unter den zahlreichen Buchbesprechungen heben wir die ausführliche und sachkundige Besprechung von Hans Witte hervor, die er dem umstrittenen Buch von Franz Petri über „Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich“ widmet. — **Odal,** Jg. 7, Heft 10, 1938. Gustav Hagemann, **Der Erbhofgedanke bei Ernst Moritz Arndt.** Arndt hat eine Bauernordnung entworfen, die, wie Hagemann durch eine Gegenüberstellung zeigt, Punkt für Punkt mit dem Reichserbhofgesetz übereinstimmt. Hagemanns Darlegungen sind sehr zu begrüßen; sie zeigen an einem eindrucksvollen Beispiel, wie sehr die Gedanken und Forderungen Arndts heute lebendig sind und sollten dazu anregen, Arndts Werke selbst zu lesen. Dankenswerterweise bringt im Blut und Boden Verlag Dr. Terstegen soeben die agrarpolitischen Schriften Arndts in einem handlichen Bande heraus, der alle verstreuten und zum Teil schwer zugänglichen Schriften Arndts über das Bauerntum enthält.

O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9

Leipzig, Januar 1938 Heft 1

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

10. **Jahrgang, Heft 1**

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt eine römische Münze mit dem indogermanischen Sonnenhelden, dem Hakenkreuz und mit der Umschrift: Soli invicto comiti; d. h. „der Sonne, dem unbesiegten Geleiter". Dem Sol invictus war nach altarischer Überlieferung auch das römische Wintersonnenwendfest geweiht; er ist der Geleiter und Heilbringer durch das Jahr.

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121





Berlin, Dezember 1938 Heft 12
Postversandort: Leipzig

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Alleinige Zeitschrift der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann. Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV

10. **Jahrgang, Heft 12**

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt Siegfried, den Drachentöter,
auf einer Weihnachtsgebäckform des 18. Jahrhunderts aus Emmerich am Niederrhein
Die Siegfriedsage ist hier noch lebendig

Heimatmuseum Emmerich

Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Auslieferungsstelle Ahnenerbe-Stiftung Verlag L. A. Kittler, Leipzig C 1, Königstr. 8 oder durch jede Postanstalt, vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM einschließlich Bestellgeld. Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind zunächst immer an das Zustellpostamt (oder den Buchhändler) zu richten; erst bei Nichterfolg wende man sich an die Auslieferungsstelle Ahnenerbe-Stiftung Verlag.

Zahlungen sind zu richten an: L. A. Kittler, Leipzig C 1, Postscheckkonto Leipzig 2851. Reichsbankkonto: Leipzig

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind an die Hauptschriftleitung zu senden

Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2, Raupachstraße 9

Einladung zur Subskription
auf das
Register zur Zeitschrift für Namenforschung
(früher Zeitschrift für Ortsnamenforschung)
Band 1–13

Der Registerband erschließt mit seinen über 30000 Namen und Namensformen den reichen Inhalt der ZNF, bzw. ZONF. Er ist nicht nur für die Bezieher der ZNF unentbehrlich, sondern auch für alle Namenforscher sowie philologischen und historischen Büchereien ein äußerst wichtiges Nachschlagewerk. Da sich nach Erscheinen der Preis erhöht und der Band nur veröffentlicht werden kann, wenn sich eine genügende Anzahl von Subskribenten findet, bitten wir, den Registerband baldmöglichst bei Ihrer Buchhandlung zu bestellen. Der Registerband soll spätestens im Januar 1939 erscheinen; der Subskriptionspreis beträgt 25.– RM.



Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2
Raupachstraße 9

Wie in früheren Jahren will der Ahnenerbe-Stiftung-Verlag auch für
Germanien, Jahrgang 1938, Einbanddecken
herstellen lassen, wenn sich eine genügende Anzahl von Interessenten findet.

Bei **Vorbestellung** beträgt der Preis für die Einbanddecke 1.50 **RM.**

Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2
Raupachstraße 9